

DIE GERMANEN EINST UND JETZT

VON

Dr. phil. P. RUPERT HÄNNI, O.S.B.

II. TEIL

BEILAGE ZUM JAHRESBERICHT
DER KANTONALEN LEHRANSTALT SARNEN
1917/18

BUCH- UND KUNSTDRUCKEREI LOUIS EHRLI, SARNEN
1918

DIE GERMANEN EINST UND JETZT

VON

Dr. phil. P. RUPERT HÄNNI, O.S.B.

II. TEIL

BEILAGE ZUM JAHRESBERICHT
DER KANTONALEN LEHRANSTALT SARNEN
1917/18

.....

BUCH- UND KUNSTDRUCKEREI LOUIS EHRLI, SARNEN
1918

IV.

Germanenmoral.

Mit diesem Kapitel ¹⁾ berühren wir den eigentlichen Nerv deutscher Tapferkeit und deutscher Erfolge. Die Schlagkraft eines Volkes ist nur der äußere Ausdruck seiner innern Tüchtigkeit. Es gibt wohl kaum einen zuverlässigeren Maßstab seiner Moralität als der Krieg, er zeigt, wieviel ein Volk wert ist.

Dessen ist sich auch Tacitus bei dem öftern Zusammenstoß der Römer mit den Germanen bewußt geworden. Seinem Scharfblick entging es nicht, daß Rom, trotz der gewaltigen Ausdehnung des Reiches und seiner fast unerschöpflichen Hilfsmittel, längst den Höhepunkt der Entwicklung überschritten, daß zumal die sittlichen Grundlagen ins Wanken gekommen und damit auch der Verfall seiner Kriegstüchtigkeit und seiner Machtstellung nach außen begonnen, ja bereits bis zu einem erschreckenden Grade fortgeschritten seien. Der Ansturm der Germanen gegen die römischen Grenzwälle schreckte den römischen Historiker mehr als der aller anderer Feinde, weil die Germanenkraft aus einem Born floß, der wie kein anderer die Völker nährt, nämlich aus der mit der römischen Ueppigkeit scharf kontrastierenden Moralität. Bei den jungen Germanen keimte das Leben in unverwüstlicher Urwaldskraft. Keine Niederlage vermochte sie auf die Dauer zu schwächen; wenige Jahrzehnte und die Menschenverluste werden immer wieder wett gemacht. Ja der Krieg schien geradezu das Anwachsen der Bevölkerung zu begünstigen. Und so blieb es auch noch nach den Zeiten des Tacitus. Lange und blutige Kriege führten die Kaiser Probus, Aurelian, Julian, Valentinian und Gratian mit den deutschen Stämmen; ihre Kraft blieb ungebrochen. Die Schriftsteller staunten ob den immer neuen und grossen Scharen, die nach den blutigsten Schlachten die Grenzen des Reiches überfielen und konnten ihr unheimliches Grauen nicht verbergen ob den stets zunehmenden Barbarenschwärmen, die wie Rachegeister aus dem Dunkel der endlosen deutschen Wälder hervorbrachen, um einem bis ins Mark der Knochen entarteten Geschlechte den Untergang zu bereiten. Mit Prophetenblick

¹⁾ Die drei ersten Kapitel: Germanengestalt und Germanengeblüt; Germanenheer und Germanenwehr; Germanenseele und Germanengeist, bildeten den Inhalt der letztjährigen Beilage zum Jahresbericht der kantonalen Lehranstalt.

und Kassandrastimme suchte Roms größter Menschen- und Seelenkenner das Mene Tekel Phares, das die deutschen Urwaldssöhne in blutiger Runenschrift mit ihren Schwertern in die römischen Annalen ritzen, seinen Landsleuten verständlich zu machen. Er hoffte, es aufzurütteln aus dem entnervenden Schlaf betäubender Sinnenlust, indem er ihnen das Bild des jugendfrischen Germanenvolkes im Zauber seiner noch unentweihten Menschennatur, in der Fülle seiner Siegfriedskraft vor das umflorte Auge und die verweichlichte Seele hielt. Wohl keine Partie der Germania ist mit solcher Leidenschaft und Wärme geschrieben, als jene Kapitel, in denen Tacitus die sittlichen, besonders die ehelichen Zustände der Germanen schildert. Schon dieser Umstand zeigt, wie Roms großer Historiker die Frage nach dem Glücksbestand einer Nation in ihren Wurzeln faßt. Von dem Charakter und der Auffassung der Ehe hängt ja zum Großteil die Entwicklungskraft und die Zukunftshoffnung eines Volkes ab. Die Familie ist die Zelle, aus der das Glück oder Unglück der Staaten sprießt. Als Wiege wahren Völkergedeihens war die Ehe in dem Palmenhain des Paradieses errichtet und geheiligt worden, und Segen oder Fluch trifft die Nation, je nachdem sie dieses älteste Institut der Weltgeschichte heilig hält oder mißachtet. Bei keinem heidnischen Natur- oder Kulturvolk nun kommt der hohe Sinn für die ursprüngliche Würde dieser göttlichen Paradieseseinrichtung in dem Maße zum Ausdruck, wie bei den alten Germanen. Wenn Tacitus von deren Auffassung der Ehe spricht, hat man fast das Gefühl, als halle das Echo des 2. Kapitels aus dem 1. Buche der Genesis von der Einheit, Unauflöslichkeit, Würde und Bedeutung der Ehe laut und vernehmlich aus der Urheimat des Menschengeschlechtes durch die deutschen Wälder. „Die Ehe“, sagt er im 18. Kapitel, „ist bei ihnen heilig, und keine andere Seite ihrer Sitten verdient so sehr Bewunderung. Denn unter allen Barbaren sind sie fast die einzigen, die sich mit einem Weibe begnügen; Ausnahmen sind selten, wobei nicht die Befriedigung der Begierden, sondern Standespflichten das Eingehen mehrerer Ehebündnisse wünschenswert machen.... Der Ehebruch ist trotz der Größe des Volkes äußerst selten. Kommt er vor, so folgt ihm die Strafe auf dem Fuße und wird dem Ehemanne überlassen. Er schneidet der Ehebrecherin das Haar ab und jagt sie dann unbekleidet in Gegenwart aller Verwandten mit Peitschenhieben aus dem Haus und durch das ganze Dorf. Preisgegebene Scham findet kein Erbarmen; nicht Schönheit, nicht Jugend oder Reichtum verschafft einer Gefallenen einen neuen Gemahl. Denn niemand lacht dort über das Laster, und Verführen und Sichverführenlassen wird nicht (wie bei uns) Zeitgeist genannt. Besser noch steht es bei jenen Stämmen, wo nur Jungfrauen sich vermählen und wo es mit der Hoffnung und dem Gelübde der Eheleute ein für allemal ab-

getan ist. So empfangen sie den Gatten gleichsam wie einen Leib und ein Leben, und nebenher gibt es keine geheimen Wünsche, keine Leidenschaft, da sie in Wahrheit weniger dem Manne als vielmehr der Ehe die Treue halten.“

Mag Tacitus den einen oder andern Zug in diesem Bilde etwas idealisiert haben, so finden wir doch auch übereinstimmende Mitteilungen anderer Schriftsteller. Es wird z. B. rühmend hervorgehoben, wie die gefangenen deutschen Frauen und Jungfrauen nach der Niederlage durch Marius ihre Ehre wahrten, indem sie nach Verweigerung ihrer Bitte, sie als Dienerinnen den Vestalinnen beizugeben, sich selbst töteten.²⁾ Der Ehebund hatte einen ungleich ernsteren Charakter als bei andern heidnischen Völkern. Nicht wie eine verkaufte Ware, sondern freiwillig folgte die Frau dem Manne, was die Heldin im Gudrunlied selbst bezeugt mit den Worten:

Es hat noch stets gegolten die Sitte meines Herrn:
Keine Frau sollte nehmen den Mann als mit beider Willen.
So wollt' es Recht und Ehre.

Das Vorherrschen der monogamischen Ehe wird bestätigt durch die nordischen Gräberfunde. Die Polygamie war selten, sowohl im eigenen Lande, als auch in den von den Germanen eroberten Gebieten. Der fränkische König Dagobert hatte zwar gleichzeitig drei Frauen, doch die Menge verhielt sich dabei hochgesittet und monogamisch. Childerich I., der Sohn Merovechs, wurde um 457 seiner ausschweifenden Sitten wegen des Thrones entsetzt. Zahlreiche Gesetze sahen die verschiedenen Fälle von Untreue vor, sowohl in jener Zeit, als auch später. So lesen wir z. B. in der Gesetzesbestimmung der Westgoten 3, 2, 2: „Wenn eine freie Germanin mit einem Sklaven, oder einem Freigelassenen ehebrecherischen Umgang gehabt hat, so soll der Ehebrecher, wie die Ehebrecherin vor dem Richter öffentlich gezüchtigt und beide mit einander verbrannt werden.“ Prokopius, der Geheimschreiber Belisars, erzählt, daß in spätern Zeiten die Heruler einer zweiten Ehe derart abgeneigt waren, daß die Frau, die sich nicht auf dem Grabe ihres Gatten tötete, für ehrlos galt.³⁾ So folgen auch der Sage gemäß Nanna ihrem Balder und Brunhild ihrem Siegfried in den Tod, und im Norden blieb diese Sitte noch lange bestehen. Selbst bei denjenigen Stämmen, wo Frauen zu einer zweiten Ehe schreiten durften, was verhältnismäßig selten geschah, begegnete die zweite Ehe nicht unbedeutenden Hindernissen, besonders erschwerte das salische Gesetz die Wiederverheiratung der

²⁾ Plut. in Mario. Val. Max VI. I, 7.

³⁾ Bell. Goth. II, 14.

Witwen. In Nordfriesland soll es noch heute als anstößig gelten, eine Witwe zu heiraten.

Auf einem so gesunden natürlichen Boden konnte die christliche Auffassung von der Ehe im Germanenherzen leicht und rasch Fuß fassen, und die heidnischen Schlacken, deren allerdings trotz der edlen Veranlagung noch genug vorhanden waren, abstreifen. Durch das ganze *Mittelalter* hindurch blühte das Familienleben in mustergültiger Weise. Die Kirche trat mit der größten Entschiedenheit für die Heiligkeit, Einheit und Unauflöslichkeit der Ehe ein und machte, wie Lacordaire sagt, „aus der Ehefrage die Totalfrage der christlichen Zivilisation“. Das weibliche Geschlecht stand geehrt und geachtet da, besonders in Rücksicht darauf, daß ein Weib und nicht ein Mann es war, das uns den „Wiederbringer unserer Ehre“ brachte, wie Seuse sagt. Von Maria ging der Ruhm auf alle ihres Geschlechtes über. Der Dichter des *Parzival* gibt nur der Gesamtstimmung des Mittelalters Ausdruck, wenn er sagt:

Nichts Reineres doch auf Erden ist
Als die Jungfrau sonder arge List;
Nun seht, wie rein die Maide sind,
Gott selber war der Jungfrau Kind.

Die Grundidee des „armen Heinrich“ von Hartmann von der Aue ist bekanntlich die, daß das freiwillige Opfer einer reinen Jungfrau die magische Kraft besitze, von unheilbarem Siechtum zu befreien. Ewig jung bleibt die mittelalterliche Legende von dem Ritter, der, nachdem er Mönch geworden, nichts anderes wußte als das Ave Maria, und aus dessen Mund nach seinem Tode eine Lilie sproß, die aus dem Grabe hervorrangend, auf blendend weißem Kelche die zwei Worte zeigte: Ave Maria.

Im Schatten der Marienliebe entfaltete auch die übrige Liebespoesie ihre farbenreichsten, duftigsten Blüten. Der Minnegesang ist eine wahre Offenbarung der deutschen Volksseele in ihrem Jugendempfinden, ein Hervorkehren einer der lichtesten und tiefsten Seite ihres Wesens. „Es ist die Minne,“ sagt Vilmar, „die aus den Liedern der Minnesänger spricht: die deutsche Minne, das heißt, das stille seh nende Denken an die Geliebte, das süße Erinnern an die Holde, deren Namen man nicht auszusprechen wagt; und wie wir bei allen Völkern der Erde umsonst nach dem Ausdrucke suchen, welcher dem Worte Minne entspräche, so haben wir auch das Jugendlich-Träumerische, das Zarte und Innige, das Tiefe und insbesondere das *Reine*, was in diesem Worte ausgesprochen ist, unter allen Nationen allein als *unser* Eigentum.“⁴⁾ In der weitem

⁴⁾ Geschichte der deutschen Nationalliteratur. 6. Aufl., S. 265.

Würdigung der Minnepoesie erinnert der tief sinnige Literaturhistoriker daran, wie das Christentum diese Liebe geadelt und verklärt hat. „Die moderne Welt des Okzidents unterscheidet sich wesentlich dadurch von der antiken, daß in ihr die Frauen die ideale und poetische Seite der Gesellschaft bildeten; war auch hiezu die Grundlage bereits in den ältesten Zuständen, in dem sanctum et providum, dem Heiligen und Ahnungsreichen, das nach Tacitus in dem Wesen der deutschen Frauen lag, gegeben, und waren diese Anfänge durch das Christentum ausgebildet und vollendet worden, so trat doch eben jetzt, als die deutsche Welt sich vollständig in das Christentum eingelebt hatte, dieses Heilige und Ahnungsreiche des weiblichen Geschlechtes, es trat die zarte Scheu vor der innigen Tiefe und unberührbaren Reinheit des weiblichen Gemütes, die Ehrerbietung gegen die edlere und höhere Seite der menschlichen Natur, die in dem reinen Weibe sich offenbart, zuerst in das volle Bewußtsein der christlichen Völker des Abendlandes und vor allem des deutschen Volkes ein, und, gleich allem Neuen, mit einer Stärke, welche das ganze Leben erfüllt und beherrschte: es war die Huldigung, welche die abendländische Welt seitdem bis jetzt den Frauen darbringt, damals ein wahrer *Frauenkultus*, welcher mit der ritterlichen Zucht und Ehre, mit der feinen Sitte und edlen Zier des Rittertums auf der einen, und mit der Innigkeit und Lebendigkeit des christlichen Glaubens und des kirchlichen Lebens auf der andern Seite auf das Genaueste verbunden war“.... „Niemals hat sich die Männerwelt gleich und tiefer in die Gedanken- und Gefühlswelt der Frauen eingelebt. Von den Konflikten des Liebeslebens, die wir in unserer heutigen Poesie fast für unerläßlich halten: Flattersinn, Eifersucht, Untreue, gebrochene Schwüre, die doch nur durch die Männerwelt und ihre Leidenschaftlichkeit in die Poesie eingeführt wurden, weiß die Minnepoesie nichts. Sie sehnt sich nur und hofft, sie blüht still für sich und ist treu, unverbrüchlich treu, weil sie nicht anders kann.“⁵⁾ So singt Parzival:

Wahre Minn' ist Treu' allein.

Cupido! Nimmer trifft

Mich deines flücht'gen Pfeiles Gift,

Stets verfehlt mich Amors Speer

Und Venus mit der Fackel Brand.

Solcher Kummer ist mir unbekannt.

Soll ich in wahrer Minne glühen,

So muß sie mir aus Treue blühen.

„Zucht und reine Minne, wer die finden will, such' sie in deutschen Landen,“ hat Walther von der Vogelweide stolz gesungen.

⁵⁾ S. 269.

Wo die Liebe in so reinen Flammen aus dem Herzen schlug, mußten die Bande der Ehe als doppelt heilig und unverletzlich gelten. Daher sind auch Anschauungen über die Erhabenheit und Würde des Ehesakramentes bei Klerus und Volk dieselben. Berchtolds von Regensburg Predigt über die Ehe ist ein sprechendes Zeitdokument. Wir heben einige Stellen heraus: „Es gehen“, beginnt er, „drei Wege zum Himmelreich aus der hl. Christenheit, und wer nicht einen der drei Wege geht, der geht daneben und geht in die Hölle, wo sein nimmer Rat wird von Ewigkeit zu Ewigkeit. Der eine Weg heißt die heilige Ehe, der andere heißt Witwentum, der dritte heißt Magdtum (Jungfräulichkeit)..... Nun sind der Eheleute die allermeisten, darum will ich die zuerst zum Himmelreich weisen, soweit es die Ehe angeht.“ Die Unauflöslichkeit der Ehe bringt der große Volksredner in folgender drastischer Weise zum Ausdruck: „Der Mensch, den dir Gott verboten hat zur Ehe, das ist der, welcher einem andern Menschen verbunden ist. Wer immer der Mensch ist, der ein lebendiges Gemahl hat, ist das auch jenseits des Meeres oder wo immer in aller Welt, so lange es lebt, kannst du nimmer ein anderes nehmen. Es sei gefangen von der Gewalt, daß du auch wüßtest, daß es deine Augen nimmer sehen, du könntest doch kein anderes nehmen, solange jenes lebt, es sei krumm oder gerade, siech oder gesund“..... Im weitem Verlaufe richtete er an den Mann die Mahnung: „Du sollst deines Gemahles pflegen mit reiner Treue an dem Leibe; du sollst es gerade halten, wie dich selber. Das hat Gott bezeugt, da er Eva schuf. Da nahm er eine Rippe von Adam bei dem Herzen. Er nahm es nicht von dem Haupte, das Bein, daraus er Eva bildete; er nahm es auch von den Füßen nicht. Damit hat dir Gott gezeigt, daß keines das andere verschmähen soll um eines Gebrechens wegen.“⁶⁾

Von der hohen Auffassung der Ehe und der Heilighaltung des Ehestandes gibt wohl am besten das Leben der hl. Elisabeth von Thüringen († 1231) und ihres Gemahles Ludwig Zeugnis. „Fromm, keusch und ehrlich“ war der Wahlspruch Ludwigs, den die junge Gemahlin ihren Bruder nannte. Eines Tages sieht sie bei ihm das Kreuz, das als Zeichen des Gelübdes zu einem Zuge ins heilige Land den Rittern überreicht wurde. Beim Gedanken an die Trennung sinkt sie ohnmächtig zusammen. Der Landgraf ermutigt sie mit den schönen Trostesworten: „Ich mache den Kreuzzug mit aus Liebe zu Jesus Christus; du wirst doch nichts dagegen haben, wenn ich für Gott das nämliche tue, was ich für Kaiser und Reich tun müßte?“ „Lieber Bruder,“ erwiderte Elisabeth nach langem Weinen, „wenn es nicht wider Gott ist, so bleib“

⁶⁾ Die Predigten des Franziskaners Berchtold von Regensburg. Herausgegeben von Göbel 1851, II, S. 1 ff. Angeführt bei A. Rösler: Die Frauenfrage. Wien. S. 172.

bei mir,“ und auf seine Erwiderung: „Ich kann nicht, gönne mir, daß ich hinfahre, ich habe es gelobt,“ gab sie zur Antwort: „Gegen Gottes Gebot will ich dich nicht zurückhalten, ich habe mich und dich zum Opfer gebracht; zieh' fort im Namen Gottes.“ Mit dieser Gattenliebe steht im Einklange das Wort, das sich ihren Lippen bei der Nachricht von dem Tode ihres Gemahls entringt: „Ach, Herr Gott, jetzt ist die ganze Welt und Alles, was sie Liebes hat, tot für' mich.“ Kann es ein herrlicheres Beispiel für die schwergeprüften deutschen Frauen in diesem Weltkrieg geben als die hl. Elisabeth von Thüringen? — In ihr finden sie alles: das große, treue deutsche Weib, die zärtlichste Gattin, die aufopferungsvollste Heldin, die im tiefsten Schmerze ungebeugte Dulderin. Als sie 24 Jahre alt, in der Eigenschaft als Tertiarin des Franziskanerordens, mit der Erziehung ihrer Kinder und der Pflege der Armen und Kranken beschäftigt starb, klagte das ganze Land, man habe die Mutter verloren. Die außerordentliche Verehrung, welche das deutsche Volk dieser Frau angedeihen ließ, hat den Historiker Leo zu dem Ausspruche veranlaßt, daß, wenn die Erinnerung an dieses edle, reine, christliche Leben je ganz in der Nation erlöschen sollte, man Germaniens Wappen zerbrechen und ihm ins Grab nachwerfen müsse.⁷⁾ So stand es um Ehre und Keuschheit in der Zeit, da Deutschland und das ganze Abendland noch christlich und ganz katholisch war.

Mit dem Verschwinden des Christentums aus dem Kulturleben der Menschheit sank auch das ethische Empfinden und damit die Achtung vor der Würde der Frau. „Die Wiederbelebung des heidnisch-klassischen Altertums“, sagt Gregorovius,⁸⁾ „ward der erste große Akt jener unermesslichen moralischen Umbildung, worin Europa begriffen ist, und deren bisher offenbare Epochen sind: die italienische Renaissance, die deutsche Reformation und die französische Revolution.“ Alle drei Epochen der modernen antichristlichen Kultur haben auch die Stellung der Frau wesentlich beeinflußt und ein den christlichen Prinzipien zuwiderlaufendes Empfinden auf sittlichem Gebiete angebahnt. Die Verlegung des Schwerpunktes menschlichen Trachtens aus dem Jenseits ins Diesseits, die Verkündigung des epikureischen Evangeliums vom Genusse und der freien Liebe, die Hinwendung von der innern, moralischen Schönheit zur Anbetung der bloß äußern schönen Formen, das alles hat am allerschlimmsten der Frau mitgespielt und sie in den Abgrund zurückgestürzt, aus dem das Christentum sie herausgezogen hatte. Nach der Auffassung der Schriftsteller jener Zeit kam ihr keine selbständige Bedeutung mehr zu, ihre einzige Lebensaufgabe bestand darin, dem Manne das Leben zu versüßen.

7) Deutsche Geschichte III, S. 717, angeführt bei Rösler. A. a. O. S. 174.

8) Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter, 3. Aufl., VII, S. 499.

Der Humanismus hatte seine Wellen bis tief in das Herz Deutschlands hineingeworfen und den Weg für die große kirchliche Umwälzung in Deutschland angebahnt. Der Abfall von der Kirche im 16. Jahrhundert war für die Frau von den traurigsten Folgen begleitet. Luther versetzte der durch den Humanismus bereits herabgewürdigten Frauenehre den Todesstoß. Er hat der Polygamie unumwunden das Wort geredet, indem er an den Kanzler Brück schrieb: „Ich gestehe, daß ich es nicht verbieten kann, wenn ein Mann mehrere Weiber nehmen will, und es widerspricht auch nicht der Hl. Schrift; aber ich möchte nicht, daß unter Christen gerade dies Beispiel zuerst eingeführt würde, da bei ihnen es sich ziemt zur Vermeidung des Aergernisses und des Anstandes wegen auch das zu vermeiden, was erlaubt ist.“⁹⁾ Wie man da Luther protestantischerseits noch als Reformator der Ehe preisen kann, ist unbegreiflich. Seine zahlreichen, die Frauenehre kompromittierenden Ansprüche und verletzenden Ausdrücke lassen ihn eher als Deformator und Destruktor des alten christlichen Eheideals erscheinen. Das einzige richtige Urteil fällt der protestantische Historiker Karl Hagen über ihn, wenn er sagt: „Luther nahm die Ehe als eine rein äußerliche leibliche Verbindung, welche mit Religion und Kirche eigentlich gar nichts zu tun habe. Da die Befriedigung der natürlichen Begierde als der eigentliche Zweck der Ehe angesehen ward, wurde dies auch das vorzüglichste Motiv bei der Scheidung. Ja, Luther ging so weit, dem einen Teil zu erlauben, außer der Ehe seine Begierde zu stillen, wenn die Ehe auch noch existierte, nur damit der Natur Genüge getan werde, welcher man nicht widerstehen könne. Man sieht: Diese Ansicht ist fast dieselbe, welche man im Altertum hatte, und wie sie später in der französischen Revolution wieder zum Vorschein gekommen.“¹⁰⁾ Damit ist die Entheiligung der Ehe und die Entwürdigung der Frau durch Luther wohl genugsam erwiesen; die Reformation sanktionierte die durch die Renaissance eingerissene Zuchtlosigkeit und erschütterte damit das Familienleben in seinen Fundamenten, denn „Ehescheidung mit Erlaubnis der Wiederverhehlung zerstört die Familie in der Wurzel wie im Stamme“, sagt der protestantische Staatsmann Gladstone.

Was Luther begonnen, ist zur traurigsten Frucht ausgereift. Der religionslose Staat bemächtigte sich der Eheschließung und Ehegesetzgebung. Aus dem Sakrament der Ehe ward die Zivilehe, die, als ein bloß bürgerlicher Vertrag, naturgemäß die Möglichkeit der Ehescheidung in sich schließt. In der Frauenemanzipation zeigt sich die letzte Folge

⁹⁾ Janssen, Geschichte des deutschen Volkes, II, S. 375.

¹⁰⁾ Deutschlands literarische und religiöse Verhältnisse im Reformations-Zeitalter, II, S. 233 f.

der Beseitigung aller natürlichen und christlichen Grundsätze über die Beziehung der beiden Geschlechter zueinander. Wir können hier die einzelnen Etappen des Niederganges nicht weiter verfolgen, aber das ist sicher: Von der Renaissance zu Luther und von diesem hinüber zu Rousseau, dessen Leben ein beständiges „Liebesgirren nach Frauen“ war, wie zu Voltaire, dem durch die „Pucelle“ berüchtigten Mädchenschänder, bis zu der heutigen sozialdemokratischen Forderung der legalisierten allgemeinen Prostitution — „Freie Liebe“ genannt, führt eine direkte Linie.

Angesichts solcher Erscheinungen kann man daher, bei dem Vergleich der Germanen von einst und jetzt, nicht ohne ein gewisses Bangen nach dem heutigen Stand der Moral in Deutschland fragen. Der Germane des 20. Jahrhunderts vermag kaum den Blick seiner heidnischen Vorfahren, noch viel weniger den seiner christlichen Ahnen auf der ganzen Linie ruhig auszuhalten. Mancher muß beschämt das Auge zu Boden schlagen. Doch die allgemeine Stimmung ist das nicht. Ein Großteil, und zumal jene, deren Welt- und Lebensanschauung weder durch Renaissance noch Reformation beeinflußt, bis auf den heutigen Tag mit der großen christlichen Tradition des Mittelalters verknüpft ist, erweisen sich als durchaus würdige Vertreter jener Stämme, bei denen die Keuschheit von frühester Jugend an heimisch und die Ehe heilig gewesen. In altem echt ritterlichem Geist haben sie die höchsten Güter der Nation gewahrt und stehen heute als Wächter der Freiheit und der Sittlichkeit, der christlichen Kultur an den Marken ihrer Heimat oder tief im Feindeslande drinnen. Man darf ob den vielen Schlacken das reine Gold der Germanenseele und ihr sittliches, christliches Gesamtgepräge nicht übersehen. Es steht außer Zweifel, daß auch heute noch die gesunde altgermanische Auffassung von der Ehe, geadelt durch das Christentum, weite Volksschichten beherrscht und durchdringt. Das beweist die gesunde Manneskraft, die eherne Ausdauer und der unbezwingbare Widerstand der deutschen Volksheere. Es könnte sich unmöglich in der Soldatenseele eine solche Unsumme von Energie aufspeichern, wenn die Ehe und das Familienleben, diese Urzelle der Volkskraft, im weitesten Umfange verdorben wäre. Die herrlichen Züge deutscher Gattenliebe und Gattentreue, die in Millionen von Briefen gleich Ebbe und Flut ins Feld hinaus- und wieder in die Heimat zurückwogen, die letzten Grüße der sterbenden Krieger an Weib und Kind, die erschütternden Szenen beim Empfang der Todesbotschaft, das heldenmütige Trauern im Witwenschleier, das heiße Gebet in stiller Kammer, oder im halbdunkeln Winkel des Gotteshauses vor dem Bilde der Pietà, das alles spricht dafür, daß auch das Germanien unserer Tage nicht aufgehört hat eine Heimstätte ehelichen Glückes und unverbrüchlicher Gattentreue zu sein. Herzerreißend sind oft die Szenen, in denen die Feldgrauen das zerstörte

Familienglück eines Kriegskameraden schildern, und doch schwebt meist ein Strahl verklärender Liebe zu Weib und Kind über dem Idyll des Todes.

„Im Argonnenwald“, so lesen wir in der „Köln. Volkszeitung“, Dezember 1914, „legt der stille Mond seinen Silberschein gleich einem Leichentuche über das bleiche Antlitz eines jungen Helden. Noch im Tode umschließt seine Rechte ein schlichtes Kreuzlein und seine Linke das Bild seines gütigen Weibes und seines unmündigen Sprößlings, in dessen Gesicht unverkennbar des Vaters Züge eingemeißelt sind. Was mag hier eines Mannes und Vaters Herz empfunden haben, da es sterbend brach? Schweigsam, wie gebannt, umstehen die wettergebräunten Kameraden den teuren Verblichenen, bis sich ihr Schmerz Bahn bricht aus tiefbewegter Brust. Dann senken sie mit Tränen die Leiche ein in der Erde Schoß. — Kriegszeit, harte Zeit!“

Ein anderes Bild. Ein oberösterreichischer Soldat lag im Mai 1915 schwer verwundet auf dem Schlachtfelde. Er wußte, daß seine Minuten gezählt seien. Noch einen letzten Gruß wollte er seiner Frau und seinen Kindern nach Hause schicken. Statt der Feder nahm er einen Strohalm; statt in Tinte tauchte er den Strohalm in sein Herzblut. Und dann schrieb er an seine Frau die herrlichen Worte: „Die Treue habe ich dir gehalten bis zum letzten Hauch.“

Das sind nur zwei kleine Ausschnitte aus dem weitaufgerollten fürchterlichen Panorama des Weltkrieges, aber Beispiele typischer Art, die den sittlichen Charakter eines Großteils der deutschen Kämpfer wiedergeben. Könnte man sie aneinanderreihen all die Szenen, bei denen das Lebensblut des Mannes sich vermischte mit den Tränen, dem Herzblut des Weibes, so gäbe es einen großen Blut- und Tränensee, eine erschütternde Tragödie der Gattenliebe und Gattentreue.

Das alles aber schließt nicht aus, daß die alte hehre Anschauung vom Bunde zweier Menschenherzen nicht mehr so allgemein war, wie in den Tagen des Tacitus, wie in der Zeit des Mittelalters. Die Anschauungen, Ideen und Stimmungen der jüngsten modernen Ethik über die Ehe standen unmittelbar vor Ausbruch des Krieges in direktem Widerspruch zu der Gedankenwelt und dem gesunden und natürlichen Empfinden der alten Germanen und dem später vom Christentum aufgestellten ewigen Gebot: „Was Gott verbunden, soll der Mensch nicht trennen.“ Man spottete in deutschen Landen über „die Buddaruhe der unauflöslichen Ehe“, die Entrüstung über den Ehebruch galt als „antiquierter Standpunkt“, denn „das ist doch die Quintessenz der ganzen ‚neuen Moral‘“,“ sagt Dr. A. Kausen, „daß die höchste sittliche Form der Geschlechtsverbindung, das Ideal der monogamen Ehe, als ein überlebter Brauch, ja als unsittlich und natur-

widrig hingestellt wird, um aus dieser Umkehrung aller Begriffe für den Mann das Recht zu schrankenloser polygamischer Betätigung vor und in, wie außerhalb der Ehe herzuleiten.“ Und nicht minder frivol benahm sich das emanzipierte Weib. Auch es scheute nicht zurück vor dem Attentat auf die Eheinstitution. Für ein ‚Unrecht‘ hält es die Sozialdemokratin Ida Häny-Lux, „erotisch reich veranlagte Naturen — gleichgültig ob Mann oder Weib — auf Lebenszeit an ein einziges Liebesobjekt zu fesseln und dadurch hundertfache, die Leistungsfähigkeit des Menschen steigernde Glücksmöglichkeiten zu unterbinden.“ Andere behaupten, das erotische Leben und das Bedürfnis vieler Menschen sei zu reich, als daß es durch die Einehe erschöpft werden könnte. Die neue Sexualethik betrachtet die Ehe nur unter dem Gesichtspunkte der Befriedigung des Geschlechtstriebes. Hier wird die Unnatur auf den Schild erhoben, dem Tierischen im Menschen ein Freibrief ausgestellt. So weit kann es selbst bei einem kulturell hoch entwickelten Volke kommen. Allerdings fehlt es nicht selbst im antireligiösen Lager an Protesten. Abgesehen von dem unverrückbaren Standpunkt der katholischen Kirche, die dem altgermanischen Empfinden durch das Aufdrücken des sakramentalen Siegels der Ehe eine übernatürliche Weihe gegeben, haben Männer der äußersten Linken, wie Nietzsche, die Vernunft der Ehe in ihrer prinzipiellen Unauflöslichkeit gesehen, wodurch sie einzig und allein den Akzent bekomme, der dem Gefühl, der Leidenschaft, dem Augenblick gegenüber sich Gehör zu schaffen wisse. Und Paulsen bemerkt treffend: „Ein Volk, das sich zu geistig-geschichtlichem Leben erhoben hat und bei solchem erhalten will, kann für das Verhältnis der Geschlechter nur eine Rechtsform, Ehe, auf Lebenszeit anerkennen.“¹¹⁾

Angesichts so schwerer sittlicher Entgleisungen scheint es für weite Kreise des deutschen Volkes ein Gebot der Stunde, sich wieder an die altgermanische Auffassung der Ehe zu erinnern, an ihrem gesunden natürlichen Empfinden sich für seinen weiteren Kurs in der Welt- und Menschheitsgeschichte zu orientieren. Der Deutsche von heute soll es doch nie vergessen, daß die verhältnismäßige Reinheit der Sitten und der Ehe vor bald 2000 Jahren fast das Einzige gewesen, worin die germanischen Barbaren sich den hochkultivierten Römern überlegen zeigten, daß aber dieses Einzige genügte, den langen, großen Völkerkampf zu gunsten der moralisch noch intakten Nation zu entscheiden. Der alte Germane sah im Weibe, wie Tacitus sagt, etwas „Heiliges“ und nicht ein Spielzeug, einen Unterhaltungsgegenstand, oder ein Werkzeug zur Befriedigung der Leidenschaft; er brachte ihm Hochachtung

11) Moralprobleme. Vorträge auf dem III. theologischen Hochschulkurs zu Freiburg im Breisgau 1910, S. 276.

entgegen, die moderne Tändelei, der Flirt wäre seiner Treuherzigkeit unmöglich gewesen. Nur einer Frau schenkte er seine ganze Liebe, sein ganzes Herz, der Hunger nach dem Weibe war ihm fremd..... Was der ernste Historiker an Rom, könnte er heute auch an einem Teil des Germanenvolkes bedauern. Die sittlich unbeugsame Thusneldanatur, deren Gedankenwelt in Arminus aufging, hat vielerorts dem frivolen Geist der römischen Weltdame von damals Platz gemacht. Durch Preisgabe des Juwels ihrer Frauenwürde ist sie hinter dem natürlichen Adel des Germanenweibes so weit zurückgeblieben wie eine feile sklavische Magd hinter ihrer reinen königlichen Herrin. Wie für das Rom des Tacitus, so ist auch für gewisse Kreise des heutigen Germanien die Zeit längst dahin, von der ein Properz gesungen:

In lapide huic uni nupta fuisse legar.

„Auf diesem Steine möge man einst lesen,

Daß sie nur Einem angetraut gewesen.“

Wie verblüffend und beschämend mußte es auf die entnervten römischen Männer und Jünglinge, wie auch auf die entartete Frauenwelt wirken, wenn Tacitus sie, gegenüber den schweren Exzessen im Lieben und Werben, an die geradezu idealen Verhältnisse bei den Germanen erinnerte, und wie vorwurfsvoll trifft Tacitus' Wort auch heute noch manches deutsche Ohr, wenn er K. 18 sagt: „Eine Mitgift bringt nicht das Weib dem Gatten, sondern dieser seiner Erkorenen. Die Gaben aber dienen nicht zum Schmuck der jungen Frau, oder zur Förderung der Eitelkeit, denn sie bestehen in Rindern, einem geschrirten Roß, einem starken Speer nebst Schwert und Schild. Nach Ueberreichung solcher Geschenke wird die Gattin in Empfang genommen, die auch ihrerseits dem Manne ein Waffenstück als Morgengabe bringt. Das bildet nach ihrem Glauben das festeste Band, die geheimnisvollste Weihe, den göttlichsten Schutz des häuslichen Herdes. Die Gebräuche bei der Eheschließung erinnern das Weib daran, daß es an der Heldengesinnung und an den Wechselfällen des Krieges teilnehmen müsse, daß es als Genossin der Mühen und Gefahren ins Haus gekommen und im Kriege und im Frieden das gleiche zu dulden und zu wagen habe wie der Gatte. Die zusammengekoppelten Ochsen, das gezäumte Roß deuten symbolisch diese Pflichten an. So soll es sein im Leben, so im Tode. Was sie empfangen, müssen sie unentweiht und in Ehren ihren Söhnen hinterlassen und dies wieder auf die Schwiegertöchter und durch sie auf die Enkel übertragen.“ Aber nicht genug. Die schreienden Kontraste zwischen den Frauen der deutschen Wälder und den verweichlichten Südländstöchtern veranlaßten Tacitus, letztern noch tiefer ins Gewissen zu reden. Mit allem Nach-

druck weist er sie darauf hin, wie die schlichte Germanin von einst unberührt geblieben von den Verführungen der Schauspiele, von wolüstigen Gelagen, wie sie keine unerlaubte Korrespondenz gepflegt, keine Koketterie gekannt und in ihrer gesunden Weiblichkeit nicht durch buhlerische Künste Eindruck zu machen gesucht hat. Scheinen die Worte des großen römischen Moralisten nicht wieder weite Kreise des heutigen Deutschland zu treffen? Hat nicht gar manche deutsche Frau vollen Grund, ihre Lebensaufgabe in Zukunft etwas mehr unter dem Gesichtspunkt der alten Germanen ins Auge zu fassen, zurückzukehren zur Natur, zur gesunden Weiblichkeit, zur Vollkraft edeln Frauentums? Gewiß, das Bedürfnis zur Umkehr ist nicht allgemein. Groß ist die Zahl der deutschen Frauen, die, ebenso wie ihre Gatten, noch ein Erb- und Herzstück alten echten Germanentums verkörpern und in ihrem christlichen Sinn und Lebenswandel die Frau von einst ungleich überragen, aber ebenso sicher ist es auch, daß der echten deutschen Mannesart, wie der zarten Weiblichkeit, schwere Gefahren drohten und mancherorts auf dem Punkte war, ihre Sonderart und Sonderkraft einzubüßen. Die Germanenmoral war auf dem Wege nach dem alten kaiserlichen Rom, und wäre es Tacitus kurz vor Ausbruch des Weltkrieges gestattet gewesen, einen Blick in die deutschen Lande zu tun, hätte er hier die gleichen Kulturlaster, wenigstens in ihren Anfängen, wahrnehmen können, wie einst in der genußsüchtigen Tiberstadt; er hätte gesehen, wie im Theater, Ballet, Zirkus, Roman, Kunstausstellung, Salon sich alles um das Weib drehte, nicht um die im Familienkreise aufgehende Frau und Mutter, sondern um das moderne emanzipierte Weib, gerade so wie im flirtenden Rom zur Zeit der Imperatoren, nur nicht in einem so erschreckenden Umfange. Und wenn Tacitus vor mehr als achtzehnhundert Jahren von den schlichten, unschuldigen Vergnügungen der Germanen gesprochen, von einer einzigen sich immer gleich bleibenden Art der Schauspiele, nämlich dem *Schwerttanz*, bei dem sich nackte Jünglinge zwischen gezückten Lanzen und blanken Schwertern in kühnen, kunstvoll anmutigen Bewegungen hin- und herschwangen, so hätten ihm die modernsten Belustigungsmittel Stoff zu einer interessanten Parallele geben können, indem unmittelbar vor Ausbruch des Weltkrieges die Vergnügungssucht gerade der vornehmsten Herren- und Damenkreise sich auch auf einen Tanz konzentriert hatte: den *Tangotanz*. Wie stark diese Unsitte um sich gegriffen, zeigt das Bekenntnis einer deutschen Frau, Luise Schulze-Brück, die im Februar des Jahres 1915 schrieb: ¹²⁾ „Ja, voriges Jahr um diese Zeit hat man Tango getanzt! Hat man Tango-Unterricht genommen, Tango-Konkurrenzen veranstaltet, Tango-Tees ge-

¹²⁾ „Köln. Volksztg.“ vom 15. Februar 1915.

halten. Der argentinische Matrosen- und Dirnentanz hat unsere jungen und nicht mehr jungen Damen und Herren ganz und gar in Anspruch genommen. Die Witzblätter brachten Tango-Witze und -Zeichnungen, die Anzeigenteile der Zeitungen Tango-Ankündigungen, die Feuilletonspalten Tango-Erörterungen. Man diskutierte heftig und anhaltend darüber, ob die ersten vierzehn oder siebzehn der Tango-Touren „anständig“ seien. Man trug Tango-Blusen, bildete Tango-Zirkel und, kurz und gut, es war, als sei das ganze Leben gewisser Kreise nur ein Tango! Und was schlimm war — das Wort Tango wurde förmlich zu einem Programm. Tango, das war das Symbol des ganzen Strudels, der in seinen Wirbel alle jene Kreise hineingerissen hatte, denen „leben“ nur noch „genießen“ war. Kunst, Literatur, Musik, Theater! War dies alles nicht auch oft genug Tango? Diese „ismen“ aller Art, die wir erlebten, dieser „Snobismus“ in allem. Tango! Tango überall, wo wir hinschauten, Tango auch, sehr viel Tango in unserer Moral und unserer Ethik, zumal in der ‚neuen‘.

In den Herzen der Ernstern und Bessern hatte sich allerdings seit Jahrzehnten eine heiße Sehnsucht nach dem edeln deutschen Weibe gereggt, die einem vorkommt wie ein Ruf aus den tiefen deutschen Wäldern, wie eine Bitte um Erlösung. „Horcht auf, zieht aus in den Dornröschen- und Schneewittchenwald und sucht die verlorene Königin wieder: die Gemütsmacht der deutschen Frau, die Seele der deutschen Menschheit.“ (Lienhard.) Und was keine Reformideen und keine Frauen- und Männerbewegung vermocht, hat der Krieg zustande gebracht. Er hat das „Königtum des deutschen Frauengemütes“ wieder entdeckt, es zu gründlicher Gewissenserforschung und ernster Selbstbesinnung geführt und so der echten edeln Weiblichkeit mit einem Schlage zum Durchbruch verholfen. In kräftigen Worten mahnt Luise Schulze-Brück, im Anschlusse an das obige Tangobekenntnis, die Frauen ihrer Umgebung zur Reue und Umkehr: „Schlagen wir an unsere Brust und bekennen wir, daß es so ist. Wir vergeben uns nichts damit. Denken wir nur an das Symbol des Tangos, denken wir an das Drum und Dran, an Schlitzrock und Hakenschuh, an Reiherbüsche und Pelze, an Brillanten und Perlen, an Seidenstrümpfe und ‚Combinations‘. Denken wir an das, was man feinsten Lebensgenuß nannte, und was nichts war als betäubend parfümierte Verwesung. Denken wir an die Zerstörung des Familienlebens, an die neue Moral und Ethik, der unsere Töchter und Söhne sich mit Haut und Haar zu verschreiben im Begriffe waren. Tango — alles Tango!... Wir wissen, daß es Mühe kosten wird, umzulernen... Es wird einen heftigen Kampf geben auf vielen Gebieten. Man wird uns die Rückständigen schelten, die Hausbackenen, die Unfreien. Wir aber wollen gegen all das kämpfen, dessen Symbol

der Tango war, wollen aus allen Kräften kämpfen, wollen neue Entwicklungspfade gehen, die unseren alten Volks- und Menschheitsidealen wieder zustreben. Das ist die Aufgabe, die uns zufällt und uns zumeist, jedem von uns in unserer Familie und über diesen engsten Kreis hinaus überall da, wo es nottut. Solange dieser Krieg dauert, wird dies unsere vornehmste Sorge sein müssen. Ist er erst vorüber, so wird — das hoffen wir — eine große sittliche Bewegung ungeheure Wellen schlagen, die uns alle mitreißen. Aber bis sie kommt, müssen wir eben Einzelarbeit tun. Erziehungsarbeit an unsern Töchtern, wie an uns selber vor allem. — Aufräumen müssen wir mit allem, was an das Gewesene erinnert, aufräumen mit jeder Erinnerung an Tango!“

Und in der Tat, die Frau hat aufgeräumt mit dem Vergangenen, hat umgelernt, ist wieder germanisch geworden, fühlt sich wieder wie zu Tacitus' Zeiten als Teilnehmerin der Mühen und Gefahren des Mannes, ragt mit ihrer ganzen Arbeit in die Kriegswelt des Gatten hinein, ringt und schafft und hofft und zittert, weint, jubelt und betet fürs Vaterland, für den Gatten, für die Söhne, sie ist zu ihrer innersten Natur zurückgekehrt, die von Anfang an nicht auf Konkurrenz mit dem Manne, sondern auf Ergänzung des Mannes gerichtet war. Die Regeneration der Frauenseele bildet ein eigenes Kapitel in der Geschichte des Weltkrieges, sie gehört zu den lichten Seiten dieser düstern Welttragödie, man könnte es überschreiben mit dem Titel „Frauensschuld und Frauensühne“.

Und noch in einem Punkt fordert Tacitus' kleines Schriftchen zu einem Vergleich heraus zwischen der Germanenfrau von einst und jetzt, und zwar in ihrer Eigenschaft als Mutter. Kaum ist man sich je so sehr bewußt geworden von der Bedeutung und gewaltigen Tragweite des Wortes „Mutter“, von ihrer kulturellen Lebensaufgabe als Schirmerin der Zukunft eines Volkes, wie in unsern Tagen. Jeder Held an der Front dankt einer Mutter sein Leben, und weil die deutschen Mütter genug Opfersinn und Opfergeist zum Lebengeben und Lebenerhalten an den Tag gelegt, zerschellten die feindlichen Heeresmassen immer wieder an den lebendigen deutschen Menschenwällen. Diese Kraft scheint von jeher der deutschen Frau eigen gewesen zu sein. In einer großen Nachkommenschaft sahen schon die alten Germanen des Vaterlandes Heil besiegelt, und mutig nahmen die Frauen alle Pflichten der Mutterschaft auf sich. In wenigen, aber wuchtigen Sätzen wies Tacitus das verkommene Rom auf diese Erscheinung bei den Barbaren hin, zu einer Zeit, wo „die Furcht vor dem Kinde“ bereits alle höhern Volksschichten ergriffen und die schändlichsten Künste unzählige Leben im Keime erstickten. „Die Zahl der Kinder zu beschränken, oder eines der Nachgeborenen zu töten, wird bei den Germanen als Verbrechen betrachtet (K. 19).... Jedes Kind nährt die Mutter

an ihrer eigenen Brust, keines wird Mägden oder Ammen überlassen. Je zahlreicher der Hausstand, je größer der Verwandtenkreis, desto freundlicher das Alter; der Kinderlosigkeit winkt dort kein Lohn“ (K. 20). Jeder Satz ein Keulenschlag! Mochte auch der ernste Mahner die deutschen Zustände in einem etwas zu rosigen Lichte sehen, indem tatsächlich auch bei den alten Deutschen dem Vater das Recht über Leben und Tod seiner Kinder zustand, und erst durch Konstantin den Großen dem barbarischen Gebrauch der Kinderaussetzung ein Ende gemacht wurde, so kam doch die Tötung oder Aussetzung eines Kindes bei den Germanen viel seltener vor als in Rom. Die Moral der Völker am Tiberstrom stand hinter der sittlichen Auffassung der Germanenseele weit zurück. Das Volk der Themis hatte sich alle erdenkliche Mühe gegeben, durch gesetzliche Verordnungen dem moralischen Verfall der Familie zu steuern. Seine Bemühungen nach dieser Seite verdienen in unsern Tagen ganz besonders berücksichtigt und aufs ernste erwogen zu werden. Durch die *lex Julia: de maritandis ordinibus*, über die Verheirathung der Stände vom Jahre 18, und durch die *lex Papia* vom Jahre 9 nach Christus, welche der zunehmenden Ehe- und Kinderlosigkeit steuern sollte, hoffte es einen Umschwung herbeizuführen. Ganz Rom erkannte die Gefahr, welche in der Abnahme der Geburten und im Rückgang der lateinischen Bevölkerung lag, und als alle gesetzlichen Bestimmungen wirkungslos blieben, trat Kaiser Augustus selbst im Senate auf und hielt jene denkwürdige Rede, die auch heutzutage jedem führenden Haupte einer Nation, die in einer ähnlichen Lage sich befindet wie das damalige Rom, alle Ehre machen würde und die wir ob ihres aktuellen Interesses hier wiedergeben: „Ich weiß nicht,“ sprach Augustus, „wie ich daran bin mit euch; wie soll ich euch nennen? Männer? Römer? ihr habt es darauf abgesehen, diese Namen zu vernichten. Ihr begeht einen Mord, da ihr denen nicht das Leben schenkt, die von euch erzeugt werden sollten. Ihr handelt ruchlos, daß ihr euer Geschlecht, dessen Reihenfolge von den Göttern vorgezeichnet war, erlöschen laßt, daß ihr das edelste Geschenk, das den Göttern geweiht werden kann, die menschliche Natur, verderbt und Tempel und Altäre umstürzt. Aber auch die Bande des Staates löst ihr, an dessen Gesetze ihr euch nicht binden wollt, und begeht Verrat am Vaterlande, das ihr öde und unfruchtbar macht. Ihr untergrabt seinen Grundstein, indem ihr ihm seine künftigen Glieder entzieht. Der Staat besteht aus Menschen, nicht aus Häusern, Säulen und menschenleeren Plätzen. Damit ihr stets ohne Weiber bleiben könnt, müßt ihr, wie die vestalischen Priesterinnen, jedem geschlechtlichen Umgang entsagen. Dann müßt ihr aber auch derselben Strafe verfallen, wenn ihr das Gelübde der Keuschheit verletzt. So strenge Einsiedler seid ihr denn doch nicht,

daß ihr ohne Weiber lebt; ihr wollt nur nicht gebunden sein und immer in Wollust und Ausschweifung leben.“¹³⁾

Augustus, der allerdings selbst in seinem Hause nicht das beste Beispiel gab, mochte auch das Schicksal Griechenlands vor Augen schweben, dem durch die Degeneration des Familienlebens und die zunehmende Kinderlosigkeit ein frühes Grab gegraben wurde und dessen moralischer Verfall bereits Polybius mit den Worten charakterisiert hatte: „Da die Menschen in Großtuerei und Habsucht wie Luxus verfallen sind und sich wieder verheiraten, jedoch, wenn sie sich verheiratet haben, von den ihnen geborenen Kindern meist nur eins bis zwei aufziehen, um diese als reich zurückzulassen und in Ueppigkeit aufwachsen lassen zu können, so ist in kurzem das Uebel unvermerkt entsetzlich geworden.“ Die Inschrift auf dem Denkmal der Hetäre Laïs an dem Ufer der Peneios ließ keinen Zweifel darüber bestehen, an welcher Krankheit die genialste aller Nationen gestorben: „Griechenland, sonst unbezwingbar und fruchtbar an Helden, ist besiegt und in Knechtschaft geführt durch die göttliche Schönheit der Laïs, Tochter des Eros.“¹⁴⁾

Griechenlands und Roms Geschick, zumal deren Anstrengungen, durch Gesetze der sinkenden Moralität zu steuern, mochte Tacitus vor Augen schweben, da er in seiner „Germania“ den Satz niederschrieb: „Mehr vermögen bei den Germanen gute Sitten, als anderswo gute Gesetze.“ (19.) Diese wenigen Worte in ihrer lapidaren Kürze rufen nicht bloß den Römern, sondern allen modernen Nationen eine der tiefsten Wahrheiten der Weltgeschichte ins Gedächtnis zurück. Auch das heutige Deutschland möge sie recht beherzigen. Zwar trägt es noch lange nicht in dem Maße wie das damalige Rom das Zeichen der Entartung an der Stirne. Noch hat es, wie früher bei den alten Germanen, die Verluste wettzumachen versucht; man ist voller Staunen über die unerschöpflichen Reserven der Zentralmächte. Schon so oft wähten die Führer der Entente Deutschland am Ende seiner Kraft, aber immer wieder wurden neue Züge nachgeschoben. Die Deutschen sind bis zum heutigen Tage die reparabilis gens, das immer wieder erneuerungsfähige Geschlecht geblieben, von dem Ammianus Marcellinus spricht. Und hier muß das siegreiche Vaterland der Frau und Mutter den ersten Dankeskranz zu Füßen legen. Von der stillen, heldenhaften Kulturarbeit der deutschen Frau und ihrer Anteilnahme an den Vorbereitungen des Weltkrieges belehrt einen jeden am besten ein Blick in die deutschen

¹³⁾ Vgl. Des deutschen Volkes Wille zum Leben. Herausgegeben von Dr. Martin Faßbender. Herder, Freiburg. 2. Aufl., S. 35 f.

¹⁴⁾ Ebds.

und französischen Bevölkerungsverhältnisse. Während die germanischen Mütter dafür gesorgt haben, daß der Völkerbestand Deutschlands seit 1870 von 40 auf 68 Millionen Menschen gestiegen ist, ist derjenige Frankreichs ob der Furcht vor dem Kinde bei 39 bis 40 Millionen stehen geblieben. Der Neomalthusianismus hat in der Seinerrepublik jene traurigen Früchte gezeitigt. „Mehr Särge als Wiegen!“ rief der französische Nationalökonom Foville seinerzeit schmerzbewegt aus. Mehr Lebenszerstörerinnen als Lebenserhalterinnen, hätte er zürnend den französischen Müttern zurufen können. Doch die Frau und Mutter trägt nicht allein die Schuld, die der Männer, zumal der Führer des Volkes, ist ungleich größer. Mit dem Lichterauslöschen am Himmel hatte auch das Völkererlöschen auf Erden, am Familienherde überhand genommen, und das Zwei-, Ein- und Keinkindersystem zeigte sich in diesem Weltkriege in seinen furchtbaren Folgen. Im Pesthauche der Sünde versanken Millionen von Leben, und im Pulverdampf der Schlacht und im Schützengrabenmoder nützten sich die Mannschaftsbestände der „Grande nation“ immer mehr ab. Die Elite Frankreichs ist tot und seine wirtschaftliche Zukunft schwer gefährdet; ja, selbst wenn es siegen würde, wäre es geschlagen. Ein dumpfes Confiteor, eine schwere Selbstanklage liegt in der ergreifenden Wendung, der man immer wieder auf den Todesanzeigen französischer Gefallener begegnet: „notre fils unique — unser einziger Sohn!“

Armer Vater, arme Mutter, dein Weh greift ans Herz, weil du nicht den Mut gehabt, das Leben, das sich an deinem entzündet, zu erhalten und ihm die lichte Fackel des frohen Tages zu gönnen, hat Gott dich furchtbar geschlagen. Große Kinderaugen starren dich vorwurfsvoll an. Grabeshauch und Moderduft weht dir aus zwei Gräbern entgegen, von denen du das eine selbst gegraben, das andere graben lassen mußtest, weil deinem Einzigen im Schlachtgewühl der von dir Getötete nicht zu Hilfe kommen, ihn nicht retten konnte. Mit ihm erlischt deine ganze Zukunft, erlöschen ganze Familienreihen, erlöschen Hunderte von Geschlechtern. Frankreich gleicht heute der biblischen Rachel, die ihre Kinder beweint und sich nicht will trösten lassen, weil sie nicht mehr sind, ein Schmerz, der um so quälender ist, weil die Mutter zugleich die Herodestat auf dem Gewissen hat.

Vor diesen Doppelgräbern, vor diesen Doppelleichensteinen, auf denen der Krieg mit eisernem Griffel seine blutfarbenen Todesrunen eingegraben, mögen die deutschen Frauen und Mütter betrachtend und erschüttert voll Teilnahme stehen bleiben, und erkennen, welch grenzenlosen Schmerz sie sich erspart, was für eine Katastrophe sie vom lieben Vaterlande abgewendet, welche Zukunftsperspektiven echtes Frauentum und treuerfüllte Mutterpflicht einer Nation eröffnen.

Und wie die Mütter und Frauen, so mögen die Männer Deutschlands, die vielleicht noch selten einmal so stolz gewesen sind auf ihr Germanenblut wie heute, vor einer anderen Folgeerscheinung französischer Entvölkerung erwägend und sinnend stehen bleiben, mit dem gleichen Ernst, mit dem einst Tacitus vor dem austrocknenden Menschenborn des kaiserlichen Rom stand. Trotz des Fehlens von Verlustlisten wurde im Laufe des Krieges die Tatsache der rasch fortschreitenden Entvölkerung Frankreichs immer offenkundiger. In freimütigen Worten hat der „Gaulois“ vom 8. November 1916 dieses traurige Kapitel besprochen und, um einem völligen Débaüle der Nation zu steuern, ein recht verzweifelter Mittel vorgeschlagen: „Solange es noch nicht wieder genug Franzosen gibt, besteht für uns das einzige Mittel, unseren Feinden die Türe zu schließen, nur darin, Slawen und Lateiner ins Land zu ziehen, die sich mit uns verschmelzen, und uns vielleicht ihre Fruchtbarkeit mitteilen werden... Es gibt in Frankreich Hunderttausende von Ausländern als Flüchtlinge oder Fabrikarbeiter. Wir müssen versuchen, sie festzuhalten. Wie viele belgische, serbische und andere Flüchtlinge würden dauernd bei uns bleiben und ihre Familien nachkommen lassen, wenn sie feste Stellungen fänden. Auf dem Lande herrscht bei uns schrecklicher Arbeitermangel. Mit Begeisterung würde man die belgischen und serbischen Bauern aufnehmen, die ihrerseits sich gern in unseren fruchtbaren und gesunden Ebenen eine neue Heimat gründen würden. Man muß danach streben, daß sie ihre Familien nachkommen lassen oder Französinen heiraten. Tausende von französischen Frauen, die sonst Witwen bleiben oder alte Jungfern werden müssen, würden leichter Ausländer heiraten, wenn ihrem Gatten oder wenigstens ihnen und ihren Kindern die französische Nationalität gesetzlich zugesichert würde.“ An eine solche nationale Bluterneuerung kann Frankreich nur denken, weil es am Rande des Abgrunds steht. Um dem Zusammenbruch der ganzen Rasse vorzubeugen, bringt es seinen Nationalstolz zum Opfer und versteht sich zu einer Kreuzung französischen Esprits mit serbischer und russischer Unkultur. Das ist die Revanche der vergewaltigten Natur und ihrer heiligen, unantastbaren Rechte.

Doch genug über Frankreichs Geschick. Wenn Deutschlands Männer und Frauen an der einst so großen französischen Nation in erschütternder Weise das Wort der Schrift erfüllt sehen, daß die Sünde die Völker elend macht, besonders die Sünde am keimenden Leben, so haben sie gewiß keine Ursache, mit dem Pharisäer im Evangelium zu sprechen: „Herr Gott, ich danke dir, daß ich nicht bin wie diese da!“ Vielmehr kommt es weiten Kreisen, zumal in den Städten, zu, mit Zöllnersinn an die Brust zu klopfen und reuig zu bekennen: „Herr,

sei unserm Volke gnädig, sonst wird es über kurz oder lang Frankreichs Schicksal teilen.“ Ueberhaupt hat Frankreich selbst, nicht ohne eine gewisse Schadenfreude, schon vor diesem Kriege entdeckt, daß eine absteigende Linie in der sittlichen Führung des deutschen Volkes wahrzunehmen sei. Franz Weigel in München macht in seinem Buche: „Germanenstolz“ darauf aufmerksam, wie ein lebenskundiger, erfahrener Franzose, der die deutschen Verhältnisse genau studiert, seinen Landsleuten über die Beobachtung in Deutschland berichtet und vor dem Krieg, als man noch nicht an diese Tage des Schreckens dachte, davon gesprochen hat, daß der Tag der Rache für die Verluste von 1870/71 zu erwarten wäre. Es sei die Stunde nicht zu ferne, wo das Rad sich drehen werde, um Deutschland nach unten und Frankreich nach oben zu bringen. Er redete davon, wie herrlich weit es die Sieger von Sedan gebracht hätten, aber er sah auch, was verloren gegangen war: Jener ehrenhafte Ernst der Lebensführung, der eine strenge öffentliche Sittlichkeit erzwang, der es nicht duldet, daß schamlose Frechheit sich auf den Gassen breit mache, und der die größte Hochachtung vor dem Weibe in sich bedingte. „Deutschland“, sagt dieser französische Beobachter, „hat uns besiegt, weil es sittlicher war als wir, weil es Gewichte in die Wagschale werfen konnte, die wir achtlos fortgeworfen hatten. Wo bleibt seine Ueberlegenheit, wenn es unserem Beispiel folgt, wenn es seine stärksten Machtmittel von 1870 aufgegeben hat und auf der Stufe der Besiegten angelangt ist?.... Frankreich hat keine Ursache zu zweifeln, das Rad dreht sich, allenthalben hört man sein Knarren; keinem, der Augen im Kopfe hat, entgeht die Bewegung zur Tiefe. Eines Tages wird Deutschland völlig von seiner alten Höhe herabgesunken, wird ganz unten angelangt sein, am Tage der Rache.“

Der gegenwärtige Weltkrieg hat Frankreich eines andern belehrt. Die Ankündigung des Tages der Rache war verfrüht, Deutschland fühlt noch die alte Kraft in sich pulsieren. Aber mißachten darf es dieses schlimme Prognostikon seines Gegners nicht. Vom Feinde kann man lernen. Eine gründlichere Revanche wäre kaum denkbar. Bei dem Ernst, der Einsicht, Offenheit und Klugheit aber, die dem deutschen Volke eigen ist, hat es selbst seit langem schon mit tiefem Bedauern die Symptome moralischer Ansteckung wahrgenommen, die in seinen Volkskörper eingedrungen und den Bestand der germanischen Heer- und Wehrmacht ernstlich gefährden. So sprach in einer Kölner Versammlung im Jahre 1910 Dr. Frank ein ergreifendes Wort: „Unbesiegbar und stolz marschieren unsere Regimenter. Deutsche Panzer durchqueren die Meere. Kein Haar soll den Deutschen im Ausland gekrümmt werden. Die äußern Feinde, laßt sie nur kommen, sie zerstäuben wie die Spreu im Winde. Aber das so siegesbewußte, nach

außen funkelnde Auge des deutschen Aars ist mit Schmerz und Kummer erfüllt. Mit Entsetzen nimmt es wahr: An dem Mark der deutschen Eiche, auf der er sorglos gehorset, die Jahrhunderte den wütenden Stürmen getrotzt, zehrt ein gefährlicher Spaltpilz, gefährlicher als das stärkste Gift. Es ist das verfluchte Wort: „Das Glück in der Ehe ohne Kinder.“¹⁵⁾

Offen und ehrlich haben hervorragende Persönlichkeiten in einer Reihe von Schriften auf den nagenden Wurm hingewiesen, der am Mark der deutschen Eichen seine Zerstörungsarbeit begonnen. Felix Theilhaber z. B. veröffentlichte einige Jahre vor Ausbruch des Weltkrieges ein Buch, betitelt: „Das sterile Berlin“, das auf Grund der amtlich statistischen Quellen den Nachweis erbringt, daß die eheliche Fruchtbarkeit in Berlin so gering ist, wie fast nirgends in ganz Europa, ja anderthalbmal hinter Frankreich zurückbleibt. „Die Berlinerfruchtbarkeit“, sagt er, „ist heute weniger als ein Drittel von der auf dem preussischen Lande und ein Viertel von der eigenen des Jahres 1876. Man kann also Deutschland nicht mehr mit der französischen, sondern nur noch mit der Berlinerunfruchtbarkeit schrecken. Wenn wir uns aber gewöhnt haben, die französischen Zustände als ungesunde zu bezeichnen, welche Ausdrücke sind dann am Platze, um die Berlinerzustände zu charakterisieren?“

In einem längern Artikel der Berliner „Volkszeitung“, der viel Aufsehen erregt hat und die Ueberschrift trug: „Neue Volksgefahren“, wird von Dr. med. Dreuw, unter Beibringung wichtigen wissenschaftlichen Materials, auf eine schwere Bedrohung der Volksgesundheit, besonders im Heere, aufmerksam gemacht. Es handelt sich um das vielfach angepriesene Salvarsan. Folgende statistische Bemerkungen werfen ein grelles Licht auf gewisse Zustände: „Während die Durchschnittszahl in den Jahren 1900 — 1910 im deutschen Heere der beobachteten Fälle von Syphilis 4,29 pro Mille, also rund 4,3 pro Mille der Kopfstärke betrug, steigt diese Zahl seit dem Jahre 1910, in dem das Salvarsan eingeführt wurde, in geradezu erschreckendem Maße. Die Durchschnittszahl beträgt nach der amtlichen Statistik in den Jahren 1910, 1911, 1912 5,03 pro Mille, d. h. 25 Prozent mehr Fälle von Syphilis sind seitdem im Heere beobachtet worden. Diese erschreckende Zunahme schon vor dem Kriege ist einerseits auf den in allen Zeitungen gepriesenen Salvarsanoptimismus, der zum zügellosen Leichtsinn geradezu aufforderte, zurückzuführen. Sodann auf die unterdessen festgestellte geringe Heilwirkung, die angesichts des künstlich geschürten Leichtsinns erst recht verhängnisvoll wirkt.“ Welch schwere Aufgabe liegt da Deutschland

¹⁵⁾ Hammelrath: Teutonenkraft und sexuelle Frage, S. 21 f.

ob, um derartige Volksschäden zu heilen und einem weitem Umsichgreifen des Übels vorzubeugen!

Ueber das deutsche Bevölkerungsproblem sprach anlässlich des Rektoratswechsels an der Berliner Universität im Jahre 1916 der neue Rektor, Geh. Medizinalrat Dr. Ernst Bum, ein sehr zu beherzigendes Wort. Der Rückgang des Kinderreichtums in Deutschland ist nach seinen Ausführungen eine bereits seit Jahren konstatierte Tatsache. Erst in den kommenden Wirtschaftskämpfen der Nation wird sie sich in ihrer ganzen Schwere fühlbar machen. Wie ist dieser Geburtenrückgang zu beurteilen? Dr. Bum betont ausdrücklich, daß er nicht vom grünen Tische aus, sondern vom Standpunkte eines Arztes, der die ganze Entwicklung miterlebt, die Frage behandle. Zunächst unterliege es keinem Zweifel, daß es sich hierbei nicht etwa um eine vorübergehende Schwankung, sondern um eine sehr ernst zu nehmende Dauererscheinung handle. Die natürliche Vermehrungskraft der Völker habe keine Veränderungen erlitten, wohl aber die seelische Verfassung der Massen: in der Volksseele sei *der Wille zur Einschränkung der Kinderzahl eingezogen*. Auf eine einheitliche Formel ließen sich freilich alle in Betracht kommenden Faktoren der Geburteneinschränkung kaum bringen. Geh. Rat Dr. Bum beschäftigte sich dann des weitem mit der Frage nach der Zukunft. Wie wird die deutsche Bevölkerungsbewegung sich weiter entwickeln? Man kann bei der Beurteilung nur von den bisherigen Erfahrungen ausgehen. Manche rosige Anschauung muß da zerstört werden, z. B., daß die abnehmende Sterblichkeit einen Ausgleich schaffen könnte. Auf die Dauer wird das nicht der Fall sein. Wer den breiten Volksmassen den Puls fühlt, der wird mit einem voraussichtlich weitem Rückgang der deutschen Geburten rechnen müssen. Wie eine geistige Ansteckung verbreitet sich das Zweikindersystem. Geht das so weiter, dann ist nicht auf die 100 Millionen Deutscher in 50 Jahren zu rechnen, dann kommen wir bald zu einem Ausgleich der Geburten und Sterbefälle, und bei der deutschen Gründlichkeit könnte ein Weg, für den Frankreich 100 Jahre brauchte, von den Deutschen in 50 Jahren zurückgelegt werden. Auch mit dem „Emporzüchten“ ist es nichts. Man könnte allenfalls auf blaue Augen und blonde Haare züchten, schwerer schon auf Widerstandskraft, überhaupt nicht auf geistige Fähigkeiten. Die Geschichte zeigt, daß es sehr schwierig ist, ein Volk von dem bequemen Wege der Geburteneinschränkung wieder auf den steileren der Vermehrung zu bringen. Mit Geld ist gar nichts auszurichten. Belohnung, gesetzliche Maßregeln, Steuern usw. nützen auf die Dauer wenig, auch soziale Maßregeln, solange sie nicht mit werktätiger Hilfe vereint sind. Hier käme eine gute Boden- und Wohnungspolitik in Betracht, also die Rückführung der Massen aufs Land.

Aber alles das nützt gar nichts, wenn sich der Kern nicht ändert: die tiefsitzende Scheu vor dem Kinde. Es muß ein Umschwung im Denken der Massen erfolgen, die dem krassen Materialismus entsagen und höheren Zielen nachgehen müßten.¹⁶⁾ Geh. Rat Dr. Bum erwartet einen solchen Umschwung weder durch den heutigen Idealismus noch durch den „glaubenslosen Glauben“ unserer Tage, sondern eher von den Erschütterungen des Krieges, die das deutsche Volk vielleicht von den Kulturschlacken läutern könnten. Doch die Erschütterungen des Krieges allein werden nicht imstande sein, einen wirklichen Umschwung herbeizuführen. Es sind Erscheinungen, die vorübergehen oder sich wenigstens stark abschwächen. Kraftvollere Mittel müssen einsetzen, höhere Gesichtspunkte in Betracht kommen.

Die Masse der erschienenen Literatur über das Bevölkerungsproblem befaßt sich meist nur mit einer einzelnen Seite der weitverzweigten Frage und meint, sie mit rein natürlichen Mitteln, unter Ausschaltung der Prinzipien der christlichen Sittenlehre, lösen zu können. Das ist ein Ding der Unmöglichkeit. Im Gegensatz hierzu hat nun der Reichs- und Landtagsabgeordnete Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Faßbender mit einem ganzen Stabe hervorragender Mitarbeiter ein umfangreiches, grundlegendes Werk über Bevölkerungspolitik herausgegeben, unter dem Titel: „Des deutschen Volkes Wille zum Leben“. Die hohe Bedeutung dieser Arbeit liegt darin, daß nicht allein die Frage des Geburtenrückganges, sondern alle Fragen der Bevölkerungspolitik erörtert und die gesetzgeberischen Ziele neben den erzieherischen eine gleichwertige Behandlung erfahren. So wird das Gesamtursachennetz der Mißstände, wie auch die Vielgestaltigkeit der Abhilfsmittel, aufs eingehendste studiert. Im Mittelpunkt steht die Frage der Weltanschauung. An dieser Zentralfrage orientiert sich jede der 21 gründlichen und tiefeschürfenden Abhandlungen. Nur so ist eine wirklich ersprießende Lösung des gewaltigen Problems möglich; denn mit Recht bemerkt der Herausgeber, daß einseitig gesetzgeberische Maßnahmen unzulänglich seien, wenn nicht eine Rückkehr zur christlichen Familienauffassung im ganzen Volke sich vollziehe.

Diese Idee hat auch der Zentrumsabgeordnete Dr. Kaufmann im Abgeordnetenhaus des Preußischen Landtages am 17. Februar 1917, im Anschluß an die Diskussion über die Fürsorge der unehelichen Kinder, mit allem Nachdruck verfochten. „Die Rettung in der Hauptschicksalsfrage unseres Volkes“, sagt er, „liegt nicht in der Förderung einer wahllosen Fortpflanzung, die von dem heiligen Mutterboden der Ehe absehen will. Die Erhaltung und Mehrung unserer *Volkskraft* ist

¹⁶⁾ „Köln. Volksztg.“, Nr. 842, 1916.

nicht nur eine Rassenfrage, nicht nur eine medizinische, biologische und sozialwirtschaftliche, sondern auch im höchsten Sinne eine *ethische*. Wer die Grenzpfähle des christlichen Sittengesetzes verrücken will, versündigt sich am Vaterlande. Wenn wir auch aus Mitleid und Erbarmen das Lebensschicksal der unehelichen Mutter nicht dem Verderben preisgeben, wenn wir auch erst recht dem unschuldigen unehelichen Kinde jeden Schutz angedeihen lassen wollen, es bleibt immer ein Unglück, das wir beklagen. Sittliche Schwächung und Abirrung oder Verführung sind oft die Ursache des Elendes. Deshalb darf sich das deutsche Volk nie die Hochachtung des Ideals der Jungfräulichkeit, nie die unbedingte Wertschätzung der Familie rauben lassen.“¹⁷⁾

Die wahren und wirksamen Mittel zur Beseitigung des Geburtenrückganges haben auch die deutschen Bischöfe schon vor Ausbruch des Krieges in ihrem im Sommer 1913 in Fulda beschlossenen *Hirtenbriefe* angegeben. Das tiefernste Mahnschreiben wurde im Januar 1914 an zwei aufeinanderfolgenden Sonntagen von allen Kirchenkanzeln verlesen und ist ein deutlicher Beweis dafür, welche volkserziehende und staats-erhaltende Macht die katholische Kirche ist.

Mit der traurigen Erscheinung des Geburtenrückganges und der Bevölkerungspolitik, mit der vielerorts wahrnehmbaren Fäulnis im Privat-, Familien- und Staatsleben stehen natürlich eine Reihe anderer Fragen sittlicher Natur in Verbindung, die jene volksgefährdenden Zustände im Gefolge haben. Mit Recht hat ein bischöflicher Redner bemerkt, daß Deutschland in vielen Stücken schon seit längerer Zeit sich auf dem Wege nach Paris befinde. Verführen und Sichverführenlassen wird, wie einst zu Tacitus' Zeiten in Rom, auch in Deutschland vielfach als Zeitgeist betrachtet. Die weitverbreitete Schmutz- und Romanliteratur, das Ueberwuchern schlüpfriger, nur dem Sinnenkitzel dienender Schauspiele, die Tingeltangels, die Variétés, deren Kunst „zum großen Teil darin besteht, der Welt zu zeigen, mit wie wenig Kleidung der Mensch auskommen kann“, die jedes Schamgefühl frech verletzende Freiheit der Kunst, die Kinematographentheater, die Aktphotographien, die Schönheitsabende, die Aufklärungswut in sexuellen Fragen, die Verweichlichung in der Jugenderziehung, die Abnahme der Kinder- und Elternliebe, das alles sog wie ein Vampir das unverdorbene Blut aus Germanias Heldenleib und Heldenseele, bis auf einmal der Weltkrieg das blutaus-saugende Ungetüm in seiner volksvernichtenden Arbeit unterbrach und den bereits vom Sinnenrausch Betäubten die vom giftigen Biß eiternde eklige Wunde in ihrer ganzen Gefährlichkeit zeigte. Ja, Vampirarbeit verrichteten ein Nietzsche, der die christlichen Ideen von der Ehe,

¹⁷⁾ Vgl. „Köln. Volksztg.“, Nr. 136, 1917.

Familie und Keuschheit „Verteufelungen des Eros“ nennt und der bête humaine siegreich auf den Thron der Sittlichkeit verhalf, Vampirarbeit ein Adolf Gerecke, für den ein moralisches Volk immer ein geistloses Volk ist, das nichts Neues schafft und nicht fortschreitet und für das die Gelüste ohne jedes moralische Bedenken der Humus sind, aus dem die herrlichsten Blüten des Geistes emporwachsen, Vampirarbeit ein Häckel, dem alle Gefühle als bloße Erregungen von Nervenpartien gelten und der die Liebe zurückführt auf die Wahlverwandtschaft zweier Zellen: der Spermazelle und der Eizelle; Vampirarbeit jene fanatischen Ueberweiber, wie Ellen Key, Helene Stöcker u. a., die sich über das harte Gesetz, das die alte Ethik dem erotischen Ausleben auferlegt und so viele „Glücksmöglichkeiten“ unausgeschöpft läßt, beklagen, die das erotische Gebiet zum Mittelpunkt des Lebens machen und „der erotischen Lebenssteigerung“ wegen zu einer möglichst Beschränkung der Kinderzahl raten; Vampirarbeit traurigster Art endlich leisten auch jene im Dunkeln arbeitende und weit um sich greifende Industrie, sowie all die Bücher, Zeitschriften und Inserate, die durch Anpreisung technischer und hygienischer Mittel im Namen des Volkswohlstandes und des Mitleids mit den Frauen die Unterdrückung des Kindersegens empfehlen und auch dem Manne den Gebrauch von Medikamenten anraten, die ihm das schrankenlose Ausleben des sinnlichen Menschen unter Verhütung der eintretenden Folgeerscheinungen ermöglichen sollen. Die Verlustlisten, die auf Kosten dieser Vampirarbeit sich aufstellen ließen, würden vielleicht die in diesem Kriege herausgegebenen weit übertreffen; sie müßten einem jeden die Augen öffnen, der es ehrlich mit seinem Vaterlande meint. „Frankreich hat sich weißgeblutet,“ sagte unlängst der große Hindenburg in einer eindrucksvollen Rede. Soll man dies nicht auch einst von Deutschland sagen, so müssen weite Kreise, zumal in den Städten, umkehren von dem Wege zum Abgrund, dem sie entgegen-taumeln. Was nützt es der großen deutschen Nation, wenn sie mit der Gewalt ihrer Waffen die ganze Welt bezwingt, an ihrer Seele, an ihrer Moral, an ihrem Völkerbestand Schaden leidet und in sich selbst zusammenbricht? Mit dem Sinken der Volkskraft geht bekanntlich auch der kulturelle, wirtschaftliche und militärische Niedergang Hand in Hand. Ein kriegerischer oder diplomatischer Sieg Deutschlands über alle seine Feinde ist zwecklos, sofern der Volkskörper nicht vor sittlicher Fäulnis gewahrt, das Familienleben und der Familiensinn, diese Urquellen des Gemeinnes und des Gemeinschaftslebens in Gemeinde, Staat und Reich, nicht von den alten christlich-germanischen Moralprinzipien beherrscht und durchdrungen werden.

Es ist klar, daß mit dieser einen Frage nun eine Reihe anderer zusammenhängen. Ruft der Krieg der größeren Familie, so schreit er

erst recht nach Wohnung, nach Ackerland, nach Raum und Luft, nach der Lösung der industriellen, Arbeiter-, Steuer-, Besoldungs- und Versicherungsfragen, mit einem Worte, nach Verhältnissen, in denen die größere Familie gedeihen kann. Das herrliche Buch von Dr. Faßbender: „Deutschlands Wille zum Leben“ faßt alle diese Momente gebührend ins Auge und ermöglicht nach dem Kriege und auch schon jetzt eine erfolgreiche Diskussion aller hier in Betracht kommenden Zeitfragen.

Doch das stärkste und kräftigste aller Motive sittlichen Handelns haben wir noch nicht genannt, es ist die *Religion*. Obwohl die religiöse Seite der Germanenseele den eigentlichen Gegenstand des nächsten Abschnittes unserer Studie bilden wird, dürfen wir sie doch auch hier nicht unerwähnt lassen; denn in der Religion treffen schließlich alle Richtlinien ethischen Handelns wie in einem Brennpunkte zusammen. Wo nicht ein die Seele in ihrer ganzen Tiefe erfassender Beweggrund, ein kategorisches göttliches Verbot jedes Mißbrauches der Ehe, wie es in der christlichen Religion besteht, dem sinnlich gerichteten Menschen entgegentritt, da werden sich schließlich alle Gedanken und Aufforderungen zu sozialer Erwägung der Menschheitsinteressen als unzulänglich erweisen. Lebendige Religiosität ist das kräftigste volks- und staaterhaltende Prinzip, der mächtigste Damm gegen den Neomalthusianismus und seine verderblichen Grundsätze. Darum muß mit allen Mitteln der Religionslogik gesteuert werden, denn in der Loslösung von der Religion und kirchlichen Tradition liegt die tiefste und letzte Ursache des Geburtenrückganges. Auch der religiös gerichtete Mensch wird von Versuchungen heimgesucht werden, bemerkt Faßbender,¹⁸⁾ dieser oder jener verfänglichen Norm einer kinderfeindlichen Ethik Rechnung zu tragen, „solange aber das göttliche Verbot der Präventivethik für ihn seine Bedeutung hat, überwindet er die Versuchung, und deshalb wird auch die Einordnung in das kirchliche Gemeinschaftsleben ihren Einfluß auf die Bekämpfung des Geburtenrückganges in dem Umfange ausüben, als dieselbe den ganzen Menschen in seinem Denken, Fühlen und Wollen erfaßt, ihn mit kraftvollem Streben nach dem sittlichen Lebensideal zu erfüllen vermag und er in dem Gebote und Verbote die Stimme Gottes erblickt....“ Und der um das Sexual- und Bevölkerungsproblem verdiente Gelehrte J. Wolf behauptet, daß im allgemeinen in Deutschland sich die katholische Kirche deshalb als Damm gegen die Verminderung der Geburtenzahl erwiesen habe, weil sie einmal strengere Hüterin der Tradition sei, als die evangelische, und weil sie andernteils den Kampf gegen die Präventivtechnik mit größerer Entschiedenheit und Strenge und mit

¹⁸⁾ A. a. O. S. 43.

offenem Visier führe. Es ließe sich, meint er, leicht eine Skala des Geburtenrückganges in Anlehnung an die politische Gruppierung, wie sie sich in der deutschen Volksvertretung finde, aufstellen, die den Beweis erbringe, daß die Zentrumswahlkreise als Repräsentanten der katholischen Tradition mit höchster, die konservativen Wahlkreise als Repräsentanten der evangelischen Tradition mit etwas niedrigerer, die Nationalliberalen und vor allem der Freisinn als Repräsentanten der modernen Weltanschauung mit schon viel geringerer, die Sozialdemokraten als Repräsentanten der „modernsten“, ja man dürfte wohl sagen, der hypermodernen Weltanschauung, mit geringster Geburtenfrequenz dastünden. „Das ist keine künstliche Schematisierung, sondern ein Abbild der Wirklichkeit und entspricht aufs genaueste auch dem Verhalten der Parteien und ihrer Blätter dem Geburtenrückgang gegenüber. Der Freisinn findet sich mit ihm ab und weiß ihm gute Seiten abzugewinnen, die Sozialdemokratie fördert ihn nach Kräften, der Nationalliberalismus bedauert ihn, der katholische und evangelische Konservatismus bekämpfen ihn, der erstere aber mit tauglicheren Waffen.“¹⁹⁾

So kann denn die eigentliche Lebensfrage des deutschen Volkes nur unter Einstellung aller andern ethischen Teilfragen auf die religiöse eine endgültig befriedigende Lösung finden; nur durch ihre Mithilfe werden die andern natürlichen Mittel, wie: Vaterlandsliebe, Gesetzgebung, Schule, Verwaltung und soziale Fürsorge, Umschwung der öffentlichen Meinung durch die Presse usw., in wirksamster Weise zur Hebung der Bevölkerungsziffer beitragen. Insbesondere hat sich die *kathol. Kirche* als die treue Hüterin des vestalischen Feuers auf den Altären des Familienlebens jederzeit hervorgetan. Dr. Georg Schreiber in Regensburg liefert in einer prächtigen Abhandlung:²⁰⁾ „Kirchliche Maßnahmen bevölkerungspolitischer Natur in Vergangenheit und Gegenwart“, den Nachweis, wie es die katholische Kirche von jeher verstanden, in ihrer Geschichte bevölkerungspolitische Gegenstände, vor allem die Fragen des Mutterschutzes und des Kindesschutzes, mit großem sittlichem Ernst und zudem mit kraftvoll gebietender Gebärde und unleugbarem Erfolge zu behandeln. Er verfolgt zu diesem Zwecke die kirchengesetzlichen Maßregeln durch die einzelnen Jahrhunderte, angefangen mit dem 21. Kanon der Synode von Ankyra im Jahre 314 bis zu den ersten Warnungen des Provinzialkonzils von Baltimore 1864, und zieht auch die kirchlichen Bußbücher, das *Corpus iuris canonici*, die Diözesanstatuten und Visitationen, die Agende usw. als kostbares Beweismaterial heran. Auch in der christlichen Kunst liegen, nach Schreiber, kräftige

¹⁹⁾ A. a. O. S. 46.

²⁰⁾ Faßbender: Des deutschen Volkes Wille zum Leben, S. 227—284.

Beweismomente, vor allem in der Geschichte des Marienbildes. Aus ihm ist ersichtlich, wie jederzeit in der Kirche die Mutterschaftsleistung und Kind eine bemerkenswerte Ehrung gefunden, zunächst in jenem älteren Typ der byzantinisch-abendländischen Kunst, wo die Mutter das segnende Kind vor der Brust oder auf dem Schoß hält, ferner in den köstlichen Bildern der Nährmutter im 15. Jahrhundert, auf denen die Mutter das Kind als Säugling auf dem Arme trägt, gemäß dem mutter- und kindsfreundlichen Schriftwort: „Selig der Leib, der dich getragen, und die Brust, die du gesogen hast.“ (Luc. 11, 27.) Eine große Achtung vor der Mutterschaftsleistung bekunden besonders jene *Aehrenkleidmadonnen*, die sich am häufigsten in Bayern, Salzburg und Mailand finden. Zeitlich erstrecken sie sich vom 14. bis tief ins 18. Jahrhundert. Sie zeigen uns gewöhnlich die Gottesmutter als Tempeljungfrau von Jerusalem in einem blauen Gewande, das mit goldenen Aehren verziert und besät ist. Die Aehre aber ist altes Fruchtbarkeitssymbol. An diese Aehrenmadonnen wenden sich nun gläubige Frauen, um von ihnen Nachkommenschaft zu erleben. Neuestens hat sich die christliche Kunst wieder diesem schönen Motiv zugewandt. Wie hoch überhaupt das Christentum, die Kirche und deren edelste Männer, das einer rechtmäßigen Ehe entsprossene Kind einschätzen, beweist vielleicht am besten das liebenswürdige, erst jüngst den Handschriften entrissene Wort des Franziskanerheiligen Bernhardin von Siena: „Die köstlichste Frucht, die es gibt, ist doch die, welche die Frau bringt: ihr Kind.“²¹⁾ Mehr läßt sich wohl zur Ehre der Mutter und des Kindes kaum sagen, als hier ein Heiliger sagt. Möchten Deutschlands Männer und Frauen sich dieses Wort recht tief einprägen und auch jener eindringlichen Mahnung Gehör geben, die bereits vor mehreren Jahren der Münchener Hygieniker Max v. Gruber an sie gerichtet hat: „Ich wollte, ich könnte mit feurigen Zungen reden, dann würde ich meinem Volke zurufen: Gehe in dich, mein Volk, und knie nieder vor dem Altar der drei gütigen Hausgöttinnen: Glaube, Hoffnung und Liebe. Glaube an deine Kraft, hoffe auf deine Zukunft und liebe deine Kinder.... Wir Menschen brauchen für unsere Ideen, wenn sie lebendig bleiben sollen, sinnliche Symbole. Das Symbol, welches verdiente, daß wir es uns im Kampfe um unsere Zukunft vorantragen lassen, ist schon vorhanden. Die katholischen Völker besitzen es: die keusche Mutter mit dem lebenssprühenden Kinde auf dem Schoß! Es gibt nichts Edleres auf Erden. In diesem Zeichen wirst du siegen!“²²⁾ Ja, in diesem Zeichen wird auch das deutsche Volk siegen, wenn es nur will. An ihm wird sich zeigen, wie stark sein „Wille zum Leben“ ist.

²¹⁾ A. a. O. S. 284. ²²⁾ A. a. O. S. 66.

Damit können wir unsere Ausführungen über Germanenmoral schließen. Haben wir dabei auch das sittliche Leben und Empfinden in Deutschland scharf aufs Korn genommen und gleichsam die Sonde an die deutsche Seele gelegt, so geschah es aus warmer Sympathie zu dem Volke, dessen Kulturwellen sich nicht an unsern Schweizerbergen brechen, sondern bis in die tiefsten Täler, Dörfchen und Weiler eindringen und die deutsch-schweizerische Volksseele auf das nachhaltigste beeinflussen. Deutschlands Licht- und Schattenseiten sind ja bis zu einem gewissen Grade auch die des Deutschschweizers. Das gilt ganz besonders auf moralischem Gebiete.

Fassen wir das in diesem Abschnitte Gesagte und vieles andere, was sich über diesen Punkt noch anführen ließe, kurz zusammen, so müssen wir den Germanen trotz mancher Reserve auch hier die Palme zuerkennen. Wir sind gewiß die Letzten, die den Franzosen, Engländern, Italienern usw. ihre Vorzüge und Lichtseiten absprechen wollen. Gewaltiges haben auch sie geleistet und viele schöne Proben ethischen Heldentums abgelegt. Aber wenn wir das Volk der Deutschen als Ganzes in seiner Kernhaftigkeit, seiner Wahrheitsliebe, seiner Anerkennung gegnerischer Leistungen, seinem Gerechtigkeitsgefühl, seiner Achtung vor dem Völkerrecht, wo immer es möglich ist, seiner Humanität gegenüber den Gefangenen, ferner in der diskreten Verwendung seines Menschenmaterials, in der beispiellosen Fürsorge der Witwen und Waisen, in dem hohen sittlichen Ernst der höhern und höchsten Führer, kurz in seiner gesamten Mentalität und Moralität betrachten, und alldem die vielfach recht dunkeln Unterströmungen seiner Gegner, die freventliche Hinwegsetzung über heilige Rechte und ehrwürdige Konventionen, die sintflutartig auf die Deutschen niederregnenden Schmähungen, Entstellungen und Verleumdungen in Wort und Bild und Schrift usw. entgegenhalten: so können wir uns des Eindruckes nicht erwehren, daß im Großen und Ganzen ein entschieden gesünderes, tieferes, Gott, Religion, Kirche, Staat, Gesellschaft und Individuum respektierenderes ethisches Empfinden durch die Germanenseele geht, als durch die ihrer gewiß auch nach mancher Seite hin großen Gegner.

Und wenn man uns das Sündenregister der Deutschen vor Augen hält, insoweit es auf Wahrheit beruht, wenn man sagt, die Moralität des deutschen Soldaten im Etappendienst sei nicht die gleiche wie die in den Schützengräben im Angesichte des Feindes und der unmittelbaren Gefahr, das sittliche und religiöse Empfinden habe in weiten Kreisen seit dem Beginn des Krieges eine starke Einbuße erlitten, Frauenehre und Frauentreue lassen in der Heimat zu wünschen übrig, dem großen Vorrat moralischer Kraft stehe anderseits in gewissen Kreisen ein erschreckender Mangel an bürgerlichem Gemeinsinn und Pflichtgefühl

gegenüber, was seinerzeit Hindenburgs Schlachtruf nach der innern deutschen Front bewiesen und noch vieles andere, so vermag dies unsern Gesamteindruck nicht zu ändern. Gewiß, die Germanenseele bietet lange nicht ein allseitig ideales Bild, auf das man mit ungeteilter Freude schauen könnte, aber den Vergleich mit der Seele der übrigen kriegsführenden Nationen vermag sie trotz aller Schlacken, die ihr anhaften, so ziemlich auf der ganzen Linie auszuhalten; im schlimmsten Falle könnte man sie mit den Worten tadeln, die Fontane in seinem Gedichte „Zeus in Mission“ dem Gott in den Mund legt:

„Gewiß, die Deutschen

Sie taugen auch nicht viel, die lieben Schlingel....“

Und doch: wenn eins zum andern ich erwäge,

So sind sie schließlich immer noch die besten,

Die besten, und natürlichsten vor allem.“

Das deutsche Volk ist, unseres Erachtens, wenn auch keineswegs auf dem Gipfel des Idealen, doch wenigstens auf dem Wege dahin. Es bleibt ihm noch ein großes Stück Arbeit zu leisten übrig. Will der Germane des 20. Jahrhunderts in diesem Völkerkriege und nach demselben eine vollgültige Probe seiner Weltmeisterschaft ablegen, dann genügt es nicht bloß, durch sein Heer- und Wehrwesen die andern Nationen zu überflügeln, nein, er muß ihnen auch als Wegweiser zu den Höhenpfaden sittlichen Volkstums dienen. Ethische und nicht physische Kräfte erzwingen sich letzten Endes unbedingte Anerkennung, gemäß dem Worte des Dichters: „Tapferem Arm kann man nicht immer, reinem Herzen stets vertrauen.“ Ungleich größer und bedeutungsvoller als ein Sieg überlegener Kraft und überlegener Technik, ist der Sieg einer hohen Seelen- und Herzenskultur. Nur dann, wenn das deutsche Volk den schönsten aller Siege, den Sieg über sich selbst, den Sieg über gewisse ihm eigene niedere Instinkte davongetragen und in der Läuterungsglut dieses Weltbrandes die seinem Charakter anhaftenden religiösen und moralischen Schlacken abgestreift hat, wird sich die Verheißung Geibels erfüllen können:

„Und es mag am deutschen Wesen

Einmal noch die Welt genesen.“

v.

Germanenglaube und Germanenreligion.

Die sittlichen Grundsätze bilden, wie wir oben gesagt, die Quadersteine, auf denen die Säulen eines gesunden Volkstums ruhen. Diese Quadern aber bedürfen ihrerseits wieder eines Fundamentes, das jeder zersetzenden Unterströmung trotzt, und dieses Fundament ist die *Religion*. Ohne Religion keine festverankerte Moral. Der Kampf um die Sittlichkeit eines Volkes gestaltet sich daher notwendig auch zum Kampfe für seine religiösen Güter. So war das natürliche gesunde Empfinden fast aller Völker in ihrer Jugend beschaffen. Als erste Pflicht kam die Gottesverehrung in Betracht, von ihr machten sie das Glück und Wohlergehen des Staates wie des Einzelnen abhängig. Pro aris et focus, für Altar und Herd, stritt einst das alte Rom und wurde groß und mächtig. Um ihres Glaubens, um der heimatlichen Götter willen rangen auch die Germanen in erster Linie mit den Römern um den Sieg; Freiheit, Vaterland und Familie kamen an zweiter Stelle. Wie stark dieses Gefühl bei ihnen vorherrschte, zeigt der Umstand, daß ihre Hauptleidenschaft, der Krieg, geradezu Sache des nationalen Kultus wurde und alle ihre Hauptgötter, wie wir später sehen werden, den Charakter von Kriegsgöttern annahmen, oder wenigstens in Beziehung zum Kriege traten. Der Auszug zum Kampfe galt ihnen als eine religiöse Handlung. Schon ihre Stammeseinteilung weist ein religiöses Moment auf. Tacitus berichtet, daß die Germanen, die er für Ureinwohner hält, den erdenentsprossenen Gott Tuisco und dessen Sohn Mannus als Ahnherrn und Gründer des Stammes feiern und nach den drei Söhnen des letztern, die an der Meeresküste, also an der Nord- und Ostsee gelegenen Friesen, Sachsen und Angelsachsen, Ingävonon, die in Mitteldeutschland Herminonen, die übrigen Istävonon nannten. Zu dieser Stelle bemerkt Salzer: „Man hat unter den drei Stämmen drei alte Kultverbände zu verstehen, die den gemeinsamen, aus der Urheimat mitgebrachten ‚Himmelsgott‘ als ‚Ingvas‘ (den Gekommenen‘), ‚Ermenas‘ (den Mächtigen‘) und ‚Istvas‘ (den Verehrungswürdigen‘) verehrten und sich nach diesen Attributen des Gottes nannten.“^{22a)} Wir können die Religion der alten Deutschen, wenigstens was den Gottesbegriff anbelangt, bis in ihre Stammheimat, in die Zeit

^{22a)} Geschichte der deutschen Literatur. S. 3.

der Indogermanen verfolgen. Bei allen Völkern dieses Sprachstammes findet sich ein gemeinsames Wurzelwort zur Bezeichnung des höchsten Wesens, nämlich: *div*, das soviel heißt als „leuchten“, „strahlen“, im weitern Sinne „Himmel“, „Tag“. Bei den Indern hieß dieser Gott *Dyaus*; im Sanskrit erscheint der gleiche Name neben *Diauspitar*, im Griechischen *Ζεὺς πατήρ*, im Lateinischen *deus*, *Jupiter* = *Diu-pater*, im Gothischen *Tius*, in der Edda *Tyr*, im Altdeutschen *Ziu*, im Altnordischen *Tyr*, im Altpreußischen *deiws*. Aus diesen gemeinschaftlichen Bezeichnungen, die sich auch bei den Persern, Kelten und Slaven finden, kann man auf eine Zeit zurückschließen, wo alle indogermanischen Völker wie eine gemeinschaftliche Sprache, so auch einen einzigen gemeinsamen Gott verehrten. Die ursprüngliche Religion der Germanen war also wohl monotheistisch.

In der Zeit aber, da Tacitus einen Einblick in die Religion der Germanen gewann, herrschte unter ihnen der Polytheismus, wie bei den übrigen umliegenden heidnischen Völkern. Der römische Historiker führt (K. 9) drei männliche Gottheiten an und zwar unter römischem Namen: *Merkur*, *Herkules* und *Mars*, worunter *Wodan*, *Donar* und *Ziu* zu verstehen sind. Wie sind die Germanen zu diesen Gottheiten gekommen?

Der Weg von der Höhe eines einheitlichen Gottesbegriffes bis hinab in die Niederungen des Polytheismus in seinen verschiedenen Senkungen zu verfolgen, ist unmöglich. Der germanische Götterglaube hat sich, wie dies fast bei allen heidnischen Völkern der Fall ist, aus der Betrachtung und Anschauung der *Natur* entwickelt. Im Buche der Natur sind Gottes Spuren mit Riesenlettern und in feinsten Miniaturzügen eingeschrieben; in ihm haben alle Völker gelesen und die Grundidee von der Existenz und dem Walten eines höheren Wesens ohne Schwierigkeiten herausgefunden. Bei der nähern Bestimmung dieses Wesens aber, bei Festlegung der charakteristischen Eigentümlichkeiten desselben, spielte ihre geistige Veranlagung, ihr Leben und ihre Geschichte eine große Rolle, so daß die Götter ein nationales Gepräge erhielten und die gesamte Vorstellungswelt eines Volkes sich in seiner Mythologie reflektierte. Der Grieche z. B. mit seiner reichen Phantasie und seinem hochentwickelten plastischen Sinn schuf zahlreiche scharf ausgeprägte Göttergestalten voll individuellen Lebens. Der Römer hingegen, phantasiearm wie er war, ließ die lebendigen Gestalten fallen, hielt bei seiner Neigung zur Abstraktion nur an den geistigen und sittlichen Begriffen fest, ja selbst an einzelnen Eigenschaften und stempelte diese zu Gottheiten, wenn er es überhaupt nicht vorzog, das göttliche Wesen nur unter Symbolen statt im Bilde zu verehren. Bei den Germanen nun war besonders das *Naturgefühl* stark entwickelt, wozu ihre ganze Umwelt wesentlich beitrug, die mächtigen Wälder, Berge, Quellen und

Flüsse. In einer frühern Periode müssen allerdings die großen Naturerscheinungen am Himmel und auf der Erde ihre religiösen Vorstellungen beeinflußt haben, berichtet doch Cæsar, daß sie die Sonne, den Mond und den Vulkan (das Feuer) als Hauptgötter verehrten, andere Götter aber nicht einmal dem Namen nach kannten.²³⁾ Allein zu einem Kult persönlicher Gottheiten hat sich dieser Dienst nicht entwickelt. Die Verehrung *Zius*, des mächtigen Himmels- und Lichtgottes, ist ihnen, wie allen Indogermanen, gemeinsam gewesen. Sie brachten ihn wahrscheinlich aus der Urheimat mit. Er war ursprünglich, als der einzige Himmelsgott, mit der ganzen göttlichen Machtfülle ausgestattet gedacht. Aber bald wurde er durch andere von der germanischen Phantasie geschaffene Gottheiten aus seiner zentralen Machtstellung verdrängt. Immerhin scheinen sich die Germanen noch zur Zeit des Tacitus daran erinnert zu haben, daß Ziu ihre älteste Gottheit sei; denn nach dem Bericht des römischen Historikers kamen Abgesandte der drei oben genannten Kultverbände zu einer bestimmten Zeit in einem durch die Satzung der Vorzeit geheiligten Haine des ältesten herminonischen Stammes der suebischen Semnonen zusammen und begingen zur Feier des Gottes Ziu, nach einem öffentlichen Opfer mit fremdartigen Gebräuchen, ein wildes Bundesfest. Die Ehrfurcht vor der geheiligten Stätte kam, nach Tacitus, dadurch zum Ausdruck, daß niemand sie anders als gefesselt betreten durfte, zum Zeichen der Unterwerfung unter die Macht der Gottheit. Fiel einer dabei zu Boden, so durfte er sich nicht selbst erheben oder stützen, sondern mußte auf der Erde weiterkriechen. Die ganze Feier scheint, wie Tacitus selbst bemerkt, darauf hinzudeuten, daß hier der Ursprung des Stammes gesucht werden müsse und der Sitz des allwaltenden Gottes, dem alles Untertänigkeit und Gehorsam schulde.²⁴⁾ Als Lichtgott gedacht, konnte sich dessen Macht auch leicht auf die verschiedenen Lichtquellen ausdehnen, und bald verlor er auch als solcher seine Bedeutung, um nur noch als Kriegsgott zu gelten. Der Uebergang vom Licht- zum Kriegsgott lag für die kriegerischen Germanen um so näher, als sie sich die Strahlen des Lichtes als Geschosse dachten, wie wir auch noch heute von einem Schießen der Sonnenstrahlen sprechen. Wohl in dieser Auffassung lernten ihn die römischen Schriftsteller, zumal Tacitus, bei den Germanen kennen, weshalb er ihn dem Mars und der Griechen dem Ἄρης gleichsetzt. Der Sachse nannte den Ziu Er, oder nach dem kurzen Schwerte (sahs) Saxnôt (Schwertgenoß), die Bayern Ear. Ihm zu Ehren wurden, laut Tacitus' Bericht, Schwerttänze aufgeführt, die sich in Land und Stadt vielfach durch das ganze Mittelalter hindurch erhalten haben. Auch

²³⁾ Bellum gallicum 6, 21.

²⁴⁾ Germ. Kap. 39.

wurde bekanntlich der dritte Wochentag nach ihm benannt: althochdeutsch: Ziestag (schweizerisch Zistig), auch Er-tag, altnordisch: Tys-dayr, angelsächsisch: Tiwes- oder Tigesdæg, englisch: Tunsday, deutsch: Dienstag, lateinisch: dies Martis, französisch: Mardi. Bei den Sueben erhielt sich die Verehrung des Ziu am längsten, werden sie doch noch im 9. Jahrhundert n. Chr. Cyuwari (der zweite Teil des Wortes gehört zu wara, unserem wahren), d. h. Ziusverehrer, genannt.

Zehrte der Germane in der Ziuverehrung gleichsam noch an der aus der Urheimat mitgebrachten religiösen Mitgift, so verriet die Verehrung der zwei andern großen Gottheiten Wodan und Donar bereits die Einwirkung der neuen Umgebung, den tiefgehenden Einfluß des Berg- und Waldlebens auf ihre Phantasie und religiöse Anschauungswelt. Das Rauschen der Wälder, das Zittern der Blätter, das Aechzen und Krachen der Stämme, das Heulen des Windes, sowie der stille Zauber der Waldeinsamkeit, kamen ihnen vor wie die Aeüßerung eines höhern Wesens, das Sichankündigen einer überirdischen Naturgewalt, und so entstand zuerst in Niederdeutschland, besonders bei den Sachsen, der Glaube an einen Windgott, *Wodan* (got wōds, althochd wuot, Wut), der hier den ältern Hauptgott Ziu allmählich verdrängte. Später kam dieser Gott zu den Franken an den Niederrhein, zu den Langobarden, Thüringen und Friesen, ja, bis nach Skandinavien, wo er unter dem Namen Odin Verehrung fand. Ihm gesellte die schaffende Phantasie auch eine weibliche Gottheit bei, die Windsbraut, die man in der gejagten Wolke zu erkennen glaubte. Wie Wodan sich zum vorzüglichsten Kriegs- und Schlachtengott der Germanen ausgebildet hat, werden wir später sehen. Hier kommt er vorerst als Himmels-gott in Betracht. Als solchen sehen wir ihn in weitem blauen Mantel mit den zwei Raben, Huginn und Muninn auf den Schultern, den Symbolen der Allwissenheit. Ferner stellte sich ihm die germanische Phantasie vor in voller Ausrüstung, hoch zu Roß, bewaffnet mit Speer und Schwert, Helm und Harnisch. Der Helm, sowie die Mähnen seines Pferdes sind von Gold, beides Symbole der Sonne mit ihren Strahlen; denn er war ursprünglich auch Sonnengott. Außerdem wurde Wodan als Geber aller geistigen Güter aufgefaßt, als Erfinder der Runen oder Buchstaben und der Dichtkunst, überhaupt als Kulturgott, und besonders von den rheinischen Germanen und im Norden unter diesem Gesichtspunkt verehrt. Im Süden Deutschlands wußte man von seiner Verehrung nichts. Tacitus setzt ihn dem Merkur gleich und hält ihn für den höchsten Gott der Germanen, wohl ob der Aehnlichkeit der Attribute; denn dem petasus und caduceus des Merkur entsprechen bei Wodan der breite Hut und die Wünschelgerte, wie auch ob der Aehnlichkeit des Machtbereiches eines jeden, als Gott der Erfindung und des Verkehrs, sowie als Totengott. Im

dritten Jahrhundert n. Chr. wurde im täglichen Verkehr der römische dies Mercurii mit Wodanstag, englisch: Wednesday, wiedergegeben.

Wie Wodan aus dem Brausen des Sturmes, so ist *Donar* aus der Macht des mit Blitz und Donner durch die deutschen Wälder fegenden Gewitters hervorgegangen. Beide Götter können auch als Individualisierung der in diesen Naturerscheinungen sich äußernden Gewalt Zius aufgefaßt werden. Daß Donar als Gewittergott gedacht werden muß, geht daraus hervor, daß ihm Blitz und Donner, die Attribute Zius, zugeschrieben wurden, während sie bei den Griechen und Römern noch dem Zeus und Jupiter zukommen. Die alten Sachsen nannten ihn „Thuner“, die Nordgermanen „Thor“. Er ist der Gott der Natur und der Fruchtbarkeit, des Ackerbaues und der Kultur. Während ihn die Bauern als den durch Luft und Regen die Atmosphäre reinigenden und daher das Wachstum fördernden Gott verehrten, betrachteten ihn die Krieger als den Schlachtengott, dem zu Ehren sie ihre Lieder sangen. Als Waffe führt er die Keule, oder den Hammer, das Symbol des Blitzes, mit dem er Felsen und Steine zerspaltet und die Erde urbar macht. Tacitus identifiziert ihn mit Herkules, wozu die Keule, der Besuch in der Unterwelt und die Kämpfe mit den Riesen, die er zu bestehen hatte, Anlaß gaben. All das erinnerte die Römer an die bekannten Arbeiten des Herkules. Noch später wird er mit Jupiter tonans umschrieben. An Donar erinnert noch heute der 5. Wochentag, der Donnerstag, nordisch: Thorstag, englisch: Thursday, lateinisch: dies Jovis, französisch: Jeudi. Bekannt ist, wie der hl. Bonifazius die Donner-eiche bei Geismar in Hessen fällte.

Tacitus berichtet des weitern auch von drei weiblichen Gottheiten, der Isis, der Nerthus und Tanfana. Wahrscheinlich gehen alle drei Namen auf die gleiche Gottheit zurück und sind aus der gemein-germanischen Erdgöttin Nehalenia hervorgegangen, deren Namen inschriftlich verbürgt ist. Die mütterliche Erde trat schon in alter Zeit dem Himmels-gotte als Gemahlin zur Seite. Ihr Sitz befindet sich im Schoße der Erde, von ihr geht alles Leben aus und kehrt wieder zu ihr zurück. Ursprünglich war sie wohl eine Göttin des Lebens und des Todes, des Lichtes und der Finsternis, später erschien sie nur noch als Göttin der Unterwelt, welche die Seelen der Verstorbenen in ihren Schoß zurücknimmt. In ihrer Eigenschaft als lebenspendende Erdmutter, als Göttin des Friedens und der Fruchtbarkeit, wurde sie später durch andere Gottheiten verdrängt. Als Erdgöttin fand sie durch die an der See gelegenen Ingävonen Verehrung und zwar unter dem Namen Nerthus. „Auf einem Eiland des Meeres“, so berichtet Tacitus,²⁵⁾ „ist ein heiliger

²⁵⁾ Germ. Kap. 40.

Hain und darin ein der Göttin geweihter, mit einer Decke verhüllter Wagen. Nur der Priester darf ihn berühren; er erkennt auch, wann die Göttin im Innern weilt, und gibt dem mit Kühen bespannten Gefährt unter vielen Ehrfurchtsbezeugungen das Geleit. Dann gibt es frohe Tage und Freude herrscht überall, wo die Göttin einzuziehen und zu rasten geruht. Niemand fängt Krieg an, keiner greift zu den Waffen, alles Eisen ist eingeschlossen, Friede und Ruhe nur kennt und liebt man, bis der sie begleitende Priester die des Verkehrs mit den Sterblichen müde Göttin in ihr Heiligtum zurückführt. Dort werden Wagen, Gewänder und, wenn man der Aussage Glauben schenken darf, das Götterbild selbst in einem verborgenen See abgewaschen, der alsbald auch die mithelfenden Diener verschlingt. Geheimes Grauen und heiliges Dunkel umschweben das, was nur dem Tode Geweihte schauen dürfen.“ Diese segenspendende Naturgottheit wurde, hauptsächlich ob der Ähnlichkeit des Kultus, der römischen Terra mater gleichgesetzt, deren Bild und Wagen ebenfalls am 27. März zu Almo bei Rom von einem Priester gewaschen ward. Die den Wagen ziehenden Kühe sind ein Symbol der Fruchtbarkeit. Als altertümliche Sitte finden wir noch in späterer Zeit das Ochsesgespann vor dem Wagen der Merovinger. Eine Erinnerung an das uralte Frühlingsfest der Göttin Nerthus will Wilsner noch in unserer Fastnacht, d. h. Schwarmnacht, finden. Die Göttin wurde endlich auch von den Herminonen und besonders von den Sueben verehrt. Aus dem Umstand, daß ihr Symbol ein Schiff war, glaubte Tacitus auf die Einführung ihres Gottesdienstes von auswärts schließen zu müssen und setzt sie der ägyptisch-römischen Isis gleich, bei der ebenfalls das Schiff eine Rolle spielte. Die istävonischen Marsen endlich nannten die gleiche Göttin Tanfana. Schließlich erwähnt Tacitus, Ann. 4, 73, noch eine Baduhenna, wahrscheinlich eine Kriegsgöttin. Es ist dem römischen Historiker überhaupt nicht um eine Aufzählung aller germanischer Götter und Göttinnen zu tun, sondern er begnügte sich mit Angabe der wichtigsten. So bleibt der vielleicht älteste Name für die Erdgöttin: *Frija*, d. i. Gemahlin, ganz aus. Sie war die Frau des Himmelsgottes Ziu. In den Ländern, wo Zius Herrschaft an Wodan überging, tritt sie als Gemahlin des letztern auf und teilt mit ihm seine Macht als Himmels-, Sturm- und Todesgöttin. Ihrem Andenken ist der sechste Tag der Woche, der „Freitag“, geweiht, englisch: Friday, der dem römischen dies Veneris und dem französischen vendredi entspricht. In der Sage Niederdeutschlands lebt sie als Fricke, in der Mitteldeutschlands als Todesgöttin unter dem Namen Holda (die Verborgene) fort.

Das sind die hauptsächlichsten Gottheiten der Germanen, die uns einen Blick in ihre alte Glaubenswelt gestatten. Von einem eigentlichen Göttersystem kann nicht die Rede sein. Tacitus dringt nicht tief in das

germanische Religionswesen ein, sondern begnügt sich mit allgemeinen Bemerkungen und der Ausführung gewisser interessanter Züge.

Die Wohnsitze der Götter waren nach germanischer Vorstellung hauptsächlich die Wälder; in ihnen wurden auch die Kulthandlungen vorgenommen. Tacitus spricht des öftern von heiligen Hainen, die den Germanen statt der Tempel dienten. „Die Götter innerhalb der vier Wände einzuschließen, oder in Menschengestalt darzustellen, entspricht nicht der germanischen Anschauung von der Hoheit der Himmlischen. Wälder und Haine sind ihre Heiligtümer, und mit göttlichen Namen belegen sie jenes Geheimnis, das sie in gläubiger Verehrung ahnen.“²⁶⁾ Den Waldkult der Semnonen, den heiligen Hain der Erdmutter Nerthus und die bei ihren Festen üblichen Zeremonien haben wir bereits erwähnt. „In diesen Hainen“, sagt Tacitus, „werden auch schneeweiße, von keiner Arbeit entweihte Rose gehalten, die zu Weissagungszwecken Verwendung finden.“²⁷⁾ „Aus den heiligen Hainen heraus bringen sie Bilder und Feldzeichen, wenn es zur Schlacht geht.“²⁸⁾ In den „Annalen“ spricht Tacitus von einem heiligen Walde des Herkules²⁹⁾ und dem Haine der Baduhenna.³⁰⁾ Selbst die Bäume der Wälder schienen die Germanen bei ihrer Neigung zur Beseelung der Natur und ihrem Glauben an das Fortleben der Seele als den Sitz geistiger Wesen anzusehen, und wenn heute noch, wie erzählt wird, ein oberpfälzischer Holzbauer einen Baum vor dem Fällen um Verzeihung bittet und Baumfrevel durch das alte Volksrecht mit harten Strafen belegt war, so sind das noch stehengebliebene Erinnerungen des einstigen Glaubens von der Baumbeseelung.³¹⁾ Im Winde äußerte sich der Lebensodem dieser Seelen; sie lebten auch im Wasser, in Quellen, in Flüssen und im Innern der Berge. Letztere waren ihre Ruhestätten bei der Windstille. Aus diesen Vorstellungen heraus erwuchsen jene phantastischen Gestalten der Waldgeister, Holzmännchen, Waldfräulein, Elfen, Nixen, Zwerge, Kobolde und Wichtelmännchen, an denen der alte deutsche Volksglaube so reich ist. Bei Bekämpfung der heidnischen Bräuche heben die spätern kirchlichen Quellen und Konzilienbeschlüsse immer wieder Bäume, Quellen und Felsen als Stätten der Verehrung hervor.³²⁾

Im weiteren Verlaufe der Entwicklung streiften die Hauptgottheiten immer mehr von ihrem ursprünglichen Charakter als Naturmächte ab und nahmen, nachdem sie lange nach Sonderung und Gestaltung gegungen, persönliche Formen an. Diese neue Seins- und Lebensform konnte wiederum keine andere sein, als die des Volkes selbst, wie es sich dieselben bei seinem Vorwärtsschreiten in der Geschichte zu eigen

²⁶⁾ Germ. Kap. 9. ²⁷⁾ Germ. Kap. 10. ²⁸⁾ Kap. 7. ²⁹⁾ 2, 12. ³⁰⁾ 4, 13.

³¹⁾ Vgl. Steinhausen, „Germanische Kultur in der Urzeit“, S. 80.

³²⁾ Ebds. S. 81.

gemacht. Nun aber war das germanische Lebensideal zu dieser Zeit der *Kampf* und *Krieg*, weshalb auch seine ganze Mythologie eine ausgesprochen kriegerische Färbung erhielt. Herrscht z. B. in der griechischen Mythologie das erotische Moment vor, so spielt im deutschen Mythos der Kampf die Hauptrolle. Er ist das innerste Lebelement der deutschen Seele. Alle Hauptgötter der Germanen, Ziu, Wodan und Donar, nehmen kriegerischen Charakter an und stehen in Beziehung zu Kampf und Sieg. Jeder weist auch eine besondere Schlachtwaffe auf: Wodan den Speer, Donar den Hammer und Ziu das Schwert. Da die Germanen den Kampf zu einer Sache des Kultus machten, konnten sie sich keinen Gott denken, der nicht nebenbei auch Kriegsgott gewesen wäre. Von der Umwandlung des Lichtgottes Ziu in einen Kriegsgott haben wir schon oben gesprochen. Wenn die Helden dieser spätern Zeit in die Schlacht zogen, priesen sie den Donar, der als Donnergott am Schlachtenlärm seine Freude haben mußte. Im Schildgesang ahmten sie das Rollen des Donners nach. Der Kampf- und Schlachtgott mit Vorzug aber war Wodan, ursprünglich als Winddämon gedacht; wie wir sahen, machte ihn diese Zeit zum Führer des kühn einherstürmenden Heeres, der wilden verwegenen Jagd, die in zahlreichen spätern Sagen nachklingt. Wodan entflammt die kriegerische Leidenschaft, ja, er ist so recht die Personifizierung des furor teutonicus; Wotan, id est furor, bella gerit, sagt von ihm noch Adam von Bremen. Er wandelt nicht bloß auf Erden, sondern auch am Himmel auf seinem Sonnenroß und in seinem Goldhelm einher. Seine Straße ist die Milchstraße, über die sein Zug mit dem wilden Heere oder der wilden Jagd geht. Diese letztere Auffassung ist charakteristisch für den Umschwung der Anschauungen in der Germanenwelt. Während die Milchstraße von dem arischen Urvolk, einem Hirtenvolk im nomadischen Zustande, als Straße der himmlischen Kühe gedacht wurde, hat sie der kriegerische Sinn der Germanen später in eine Heerstraße umgewandelt, auf der der Kriegsgott mit seinem Wagen, dem Siebengestirn, einherfährt. Wodan nimmt selbst auch am Kampfe teil und verschafft den Gefallenen Eintritt in den Himmel, in die Walhalla, d. h. „Wahl oder Inbegriff der in der Schlacht Gefallenen“. In der ältern Edda entwirft der nordische Sänger von dem Kriegsparadies folgendes Bild: „Die Welt der Freude,“ Gladheim heißt die fünfte Burg, „wo golden schimmert Walhalls weite Halle. Da kiest sich Odhin alle Tage vom Schwert erschlagne Männer. Leicht erkennen können, die zu Odhin kommen, den Saal, wenn sie ihn sehen: Aus Schäften ist das Dach gefügt und mit Schilden bedeckt, mit Brünnen die Bänke bestreut. Leicht erkennen können, die zu Odhin kommen, den Saal, wenn sie ihn sehen. Ein Wolf hängt vor dem westlichen Tor, über ihm dräut ein Aar.“

Welch eigenartiges, von der Mythologie der klassischen Völker durchaus verschiedenes Bild entrollt uns hier der alte Germanenglaube. Da findet sich wenig von der Ruhe und Heiterkeit, Geselligkeit und Sorglosigkeit der olympischen Götter, die in ihren Wohnungen meist unbesorgt um die Geschicke der Welt Nektar schlürfen, dem Kitharaspiegel des Apollo lauschen und sich am Sang der Musen und am Tanz der Chariten ergötzen. Sie nehmen wohl auch, wie die homerischen Epen zeigen, am Kampfe der Menschen teil, aber greifen lange nicht mit solcher Wucht und solch tiefgehender Wirkung handelnd und leidend in das große Weltdrama ein, wie die germanischen. Die Kämpfe der Götter gegen die Titanen und Giganeten, wobei die Menschen den Göttern Hilfe leisten, finden sich zwar bei allen indogermanischen Völkern, ein Beweis, daß diese Vorstellung den einzelnen Stämmen vor ihrer Trennung eigen gewesen sein muß. Ebenso kehren die Kämpfe der Götter gegen Dämonen oder Riesen in gleicher Weise in der indischen, griechischen, römischen und germanischen Mythologie wieder. Es sind bloße Personifizierungen zerstörender Naturkräfte, die sich gegen die Gebilde der Menschenhand wenden und daher von Göttern und Menschen bekämpft werden müssen. Aber auch abgesehen von diesen Momenten und dem spätern christlichen Einschlag, weist der germanische Mythos ungleich mehr Tiefsinn und sittlichen Ernst auf, als alle andern Götterlehren der frühern Zeiten. Während z. B. die griechische und römische Mythologie über eine Kosmogonie, eine Schöpfungsgeschichte, nicht hinausgekommen ist, berücksichtigt die deutsche auch den *Weltuntergang*, auf den *eine Erneuerung und Wiedergeburt des Universums* folgt.

Sind auch manche Ausleger in der Interpretation der mythologischen Quellen zu weit gegangen, indem die reichhaltigen mythologischen Ueberlieferungen Skandinaviens, wie sie sich besonders in den Eddaliedern finden, kein richtiges Spiegelbild deutscher Religionsformen abgeben und zahlreiche Eddamythen erst in den letzten Jahrhunderten vor Einführung des Christentums entstanden, so scheinen doch ganz bestimmte Grundgedanken und Ansätze zu tieferen Ideen bereits in der heidnischen germanischen Götterauffassung vorhanden gewesen zu sein. „Das große Weltende der nordischen Mythologie,“ sagt G. Steinhausen,³³⁾ „bei dem durch das allgemeine Verderben auch die Götterwelt untergeht, wird in seiner tiefsinnigen Form nicht in den Glauben der germanischen Vorzeit zurückzusetzen sein, aber eine gewisse Analogie zu dieser Anschauung muß vorhanden gewesen sein, wie sich aus dem altheidnischen Titel des spätern Gedichtes ‚Muspilli‘ herausdeuten läßt. Und Else Hasse betont in einem Artikel des „Hochland“: „Die Naturreligion als tragische Weltanschauung“:³⁴⁾ „Die dunkle Sehnsucht nach dem unbekannten

³³⁾ A. a. O. S. 86.

³⁴⁾ 1913, Jahrg. 11, Bd. I, S. 1 ff.

Gott', dem vollkommen seienden, vollkommen machenden ist der letzte Seufzer und fast unhörbare Ausklang aller Naturreligionen, der alten wie der neuzeitlichen. Und diese Sehnsucht hat sich hoch im Norden in Sang und Mythe *eben deutlicher als anderswo* vernehmen lassen, nachdem das nordische Dichtervolk die Fehden gegensätzlicher Naturkräfte zu einer Tragödie gestaltet hatte, deren Auflösung aus der Natur selber nicht zu erhoffen war."

a) Germanentum und Christentum.

Dem Dichter von „Dreizehnlinden“ schwebte die vielfach an christliche Gedanken streifende Auffassung der nordischen Mythen, wie sie sich in Simrocks Eddaübersetzung und in Grimms deutscher Mythologie findet, vor Augen, als er die Schwierigkeit der ersten christlichen Glaubensboten, den idealen und humanen Mythos durch die evangelischen Wahrheiten zu ersetzen, mit den Worten schilderte:

Doch am schwersten war's, des Kreuzes
Milde Botschaft zu erklären;
Denn gar manchem Flachskopf dünkten
Gotteswort und Heldenmären,
Weißer Christ und weißer Balder,
Lichte Engel, lichte Elben,
Jüngerschaft und Heerbannstreue
Ganz dasselbe, ganz dieselben.

Diese Auffassung ist zu ideal und beruht auf der durch die neuere mythologische Forschung widerlegten Ansicht, als hätten wir es in der Edda mit uralten, vom Christentum in keiner Weise beeinflussten Mythen zu tun. Mit der gleichen Beschränkung ist Kraliks Urteil aufzunehmen, der meint: „In der Tat stimmt wenig so gut zusammen wie Edda und Evangelium. Keine religiöse Weltanschauung des heidnischen Altertums ist so organisch, so glatt, so unmerklich in das Christentum übergegangen wie die germanische. Bei keiner blieb weniger unaufgelöster Niederschlag, blieben weniger irrationale Restbeträge übrig. Als der Heidenapostel auf dem Areopag zu Athen das Evangelium und die Unsterblichkeit der Seele predigte und selbst griechische Dichter und Denker zitierte, da sagten die weltmännischen Philosophen zu ihm mit attischer Höflichkeit und Kühle: ‚Darüber wollen wir dich ein andermal sprechen hören.‘ Dem römischen Staate konnten die Christen durch Jahrhunderte nur als Martyrer entgegentreten.... Die deutschen Stämme aber, wo sie zuerst von Christus hörten, konnten, vorbereitet durch ihre eigene Religion, freudig ausrufen: „Fürwahr, das ist jener ‚Starke von oben‘, den uns

die Wala weissagend versprochen hat, wenn unsere Götter mit Bewußtsein ihrem Ende entgegengehen.“³⁵⁾

Ist nun auch dieser idealen Konstruktion durch den Nachweis von der verhältnismäßig späten Entstehung der Eddamythen und deren Beeinflussung durch christliche Ideen der Boden entzogen, so sind doch die genannten Dichtungen ein Beweis dafür, wie sympathisch die christlichen Glaubensmomente schon früh deren Verfasser berührten und wie z. B. die nordischen Skalden die christlichen Gedanken in der Volüspa mit den nordisch-germanischen Anschauungen zu einer großartigen Schilderung verwoben und verarbeiteten. Kraliks Behauptung ist wenigstens insoweit richtig, daß unter den religiösen Anschauungen des heidnischen Altertums keine dem Christentum weniger Schwierigkeiten entgegengesetzte als die germanische. Dazu trug sicher auch viel die verhältnismäßige Reinheit des Mythos bei, die mehr durch kraftvolle kriegerische, als durch sinnliche Momente (wie bei den Griechen) hervorragend, vermag wie die Unverdorbenheit des Herzens, so war die Germanen keinen Eintrag tat. Und da kaum eine andere Tugend das Herz für die Aufnahme der Ideen des Glaubens so empfänglich zu machen vermag wie die Unverdorbenheit des Herzens, so war die Germanen-seele gewiß der geeignetste Boden für die Himmelssaat. Nichtsdestoweniger brauchte es auch bei den Germanen von seite der Kirche, dieser wahren Völkermutter, viel Erziehergeduld, um den nordischen Wildling, nach Aufpfropfung des christlichen Edelreises, zu den Höhen des christlichen Lebens und der christlichen Kultur emporzuführen. Aber nachdem einmal die Wendung zum Christentum vollzogen war, offenbarte sich die deutsche Gründlichkeit und Innerlichkeit auch in der Liebe, Treue und Anhänglichkeit zur Kirche und ließ diese geistige Mutterfreuden erleben, wie sie es wohl kaum geahnt. Organisch und restlos glichen die Germanen sich die neue Religion an und haben sie in ihr Wesen und Leben umgesetzt wie kaum eine andere alte Nation. Was das Christentum aus der deutschen Seele gemacht und welche Entwicklung und Steigerung ihrer tiefsten Lebensregungen sie durch dasselbe erfahren, sagt uns kaum jemand eindringlicher und wahrer als der alte protestantische Literaturhistoriker Vilmar:³⁶⁾ „Im Anfange, als zuerst unser Volk in die Geschichte der geistigen Entwicklung des Menschengeschlechtes eintritt, sehen wir dasselbe in allen seinen Stämmen in heftiger Gärung begriffen; in wilder Wanderlust und roher Kampfesgier drängte Volk an Volk, Stamm an Stamm vorwärts nach dem Süden und dem Westen, also daß die Völkerbande sich zu lösen und unsere Volksstämme in zügelloser Kriegswut sich selbst zu verzehren drohten; da wurde von dem

³⁵⁾ Kulturstudien. 2. Aufl. S. 227 f.

³⁶⁾ Geschichte der deutschen National-Literatur. 6. Aufl. S. 6 f.

Süden und dem Westen, wohin die ungezählten Scharen drängten, mit mächtiger Stimme der Friede Gottes, des Herrn, tief in den Norden und Osten hinein und über die wogenden Völkerscharen hinaus gerufen; und es ward still in den Wäldern und auf den Heiden, und die Scharen lauschten ehrerbietig dem Worte des Gottesfriedens; das Kreuz wurde aufgepflanzt an den Scheidewegen der Völkerstraßen, und die wandernden Heere standen und bauten Hütten und Burgen und Städte um die Kreuze. Der Gesang von den Göttern, von Wuotan, von Donar und Ziu verstummten, aber der Heldengesang, der Gesang von den alten Stammeshäuptern, von den Königen und Volksherzogen dauerte fort und vermischte sich nun mit den Stimmen der Gläubigen, welche Gott den Herrn lobten und den Gekreuzigten priesen. Die alte Wildheit wich christlicher Sitte und christlicher Milde, und nur die Tapferkeit und die Treue, die Freigebigkeit und die Dankbarkeit, die Keuschheit und die Familienliebe, die ältesten und echten Züge des deutschen Charakters, sie blieben nicht allein ungeschmälert und ungebrochen, sondern sie wuchsen an dem Stamm des Kreuzes, diesem „lebendigen Holze“, wie der alte, katholische Kirchengesang wenigstens in dieser Beziehung höchst treffend sagt, aus dem sie neue Nahrung sogen, nur kräftiger und herrlicher heran. Es war das Christentum nichts, was dem Deutschen fremd und widerwärtig gewesen wäre, vielmehr bekam der deutsche Charakter durch das Christentum nur die Vollendung seiner selbst; er fand sich in der Kirche Christi selbst, nur gehoben, verklärt und geheiligt wieder, und wenn von einem Kampfe des deutschen Gemütes und Lebens mit dem Christentum bei der Einführung desselben die Rede ist, so kann davon nur als von einem Kampfe der *Liebe* die Rede sein: die apostolische Darstellung von der Gemeinde als Braut des Herrn hat in der Gemeinde der Deutschen ihr vollstes und wahrhaftigstes Gegenbild gefunden. Daher denn auch, als die Vermählung des deutschen Geistes mit dem christlichen vollzogen war, dieser Charakter der Liebe, der Zartheit, der Innigkeit, welcher die Poesieen unserer ersten klassischen Periode in so hohem Grade auszeichnet, daß unsere nur allzu liebeleere Zeit eben um dieser Eigenschaften willen der Fähigkeit fast entbehrt, sich ganz einzutauchen in das Verständnis jener Dichtungen, die nur begriffen werden können von einem gleichgesinnten Herzen, von einem Herzen, welches zugleich ganz deutsch und ganz christlich ist.“

Aus diesem deutschen und zugleich christlichen Herzen und Geiste heraus erstand der „Christ“ und besonders der „Heiland“, ein Epos einzig in seiner Art, das den Weltenkönig in deutsche Gewande kleidete, durch deutsche Lande wandern ließ, Christus unter den Sachsen als Völkerfürst, umgeben von seinen Getreuen, die reichen Gaben des ewigen Lebens austeilend, darstellte. „Es ist dies Gedicht“, sagt wiederum Vil-

mar, „das in deutsches Blut und Leben verwandelte Christentum und für die innere Geschichte der christlichen Religion, insbesondere für die Geschichte der Einführung des Christentums in Deutschland von höchster und zwar um so höherer Bedeutung, als diese Schilderung voll Wärme, Leben und Wahrhaftigkeit, voll Treue und Einfachheit, von dem sächsischen Volke ausgegangen ist, welches man bis daher, herkömmlichen Ansichten zufolge, weil es mit dem Schwerte bekehrt war, für widrig gestimmt gegen das Christentum gehalten hat.“³⁷⁾

Aus dem gleichen Geiste heraus quollen jene gemühtiefen deutschen *Kirchenlieder* des Mittelalters, das deutsche *Volksdrama* mit seiner fast ausschließlichen Verwertung der in den christlichen Festzeiten liegenden Ideen, die Wunderblume der *Mystik*, mit ihrem ganz eigen- und einzigartigen deutschen Aroma. Ebenso haben der christliche und der deutsche Geist die altehrwürdigen *Dome* geschaffen, „diese Hochburgen und Warten zu Ehren Christi“, aus ihm ist die grandiose Einrichtung des deutschen *Rittertums* hervorgegangen, die der Kirche Christi zur Disposition gestellte deutsche Leibgarde, und der gleiche Geist endlich hat als reifste und köstlichste Frucht des christlichen Idealismus die *Kreuzzüge* ins Leben gerufen, um des Heilands Heimatland zurückzuerobern und an ihm heiligen Heimatschutz zu üben.

Die Vermählung des deutschen Geistes mit dem christlichen war für das Germanentum auch von weittragender *politischer* Bedeutung; denn dadurch wurde es zu der erhabenen Weltsendung befähigt, „auf den chaotischen Trümmern des römischen Weltreiches den grandiosen Bau des christlichen Europa aufzuführen, dem die Weltherrschaft bestimmt war“. Der große Görres hat das germanische Volk treffend mit dem Riesen Christophorus verglichen, der das Christkind durch die wogenden Fluten der Völkerwanderung an das Gestade einer neuen, herrlichen Zeit, der christlichen Weltepoche, zu tragen hatte. Einig nach außen, einig nach innen, von einem stolzen Nationalgefühl aller Stände und Klassen gehoben und getragen, spielte Deutschland politisch eine ganz einzigartige Rolle in der Weltgeschichte. Im deutschen Kaiser sah man das weltliche Haupt der Christenheit, in den deutschen Heeren, dem Adel und seinem Gefolge den Kern der europäischen Tapferkeit, im deutschen Volke die weltgebietende Nation. Wenn wir in einem frühern Abschnitte den Universalismus, das alle Gebiete des Wissens und Lebens umspannende geistige Interesse, als charakteristisches Merkmal des modernen deutschen Geistes namhaft gemacht haben, wodurch es der Lehrmeister der halben Welt geworden ist und die geistige Führerrolle in Europa übernommen: so kann man das deutsche Mittelalter gewissermaßen als die Zeit des politischen Universalismus, der politischen Hege-

³⁷⁾ Ebds. S. 37.

monie ansehen, in der dem deutschen Kaiser, als Träger des erneuerten römischen Weltimperiums, die Krone des christlichen Universalreiches als Erblehen aufs Haupt gesetzt und das Schützer- und Schirmamt über die Gesamtkirche übertragen wurde. Erst die Kaiserkrone, womit der *Papst* den Scheitel des deutschen Königs schmückte, machte das deutsche Volk zum Chorführer aller andern Völker, sicherte ihm die Leitung der Weltgeschichte. Man mag vom „heiligen römischen Reiche deutscher Nation“ denken wie man will und den *heutigen* Weltkrieg als Probe deutscher Weltmeisterschaft auffassen, das Prestige, das einst das Christentum, die katholische Kirche, dem Germanentum vor aller Welt verliehen, können ihm alle seine jetzigen kriegerischen Triumphe nicht wieder geben. „Man fasse doch“, sagt Waller,^{37a)} „auf einer Geschichtskarte des mittelalterlichen Europa das alte Reich ins Auge! Was für weitgespannte Grenzen! Welch imponierende, ja herrschende Stellung! Wieviel haben wir seither eingebüßt! — Es war kein Einheitsstaat, das alte Reich, trotzdem sind im Schatten der Kaiserkrone nationale Großtaten vollführt worden, deren Früchte wir heute noch ernten, ja, die fort und fort und unter allen Umständen das Fundament unserer Existenz sind. — Wäre es ohne das römische Kaisertum gelungen, den politischen Verband der deutschen Stämme, von einzelnen Absplitterungen abgesehen, durch tausend Jahre vor Sprengung und Durchbrechung zu bewahren, und hätte der alte Traum nationaler Einigung sich dann je erfüllen können? Der Reif, so lose er zu Zeiten saß, hat uns doch zusammengehalten. — Und der beherrschende Blick auf das Ganze, der universelle Sinn, der ‚Weltverstand‘, Fähigkeiten, die dem deutschen Volke vor andern Völkern eigen und gerade heute, in der Epoche der Weltwirtschaft und Weltpolitik, von unschätzbbarer Bedeutung sind — sollten wir hier nicht zum Teil wenigstens eine Errungenschaft, ein Erbteil aus der Zeit vor uns haben, wo das Deutsche Reich der Idee und Völkeranschauung nach ein Weltreich war und der rechte Arm der Weltkirche? Der weltumspannende Universalismus des Reiches mußte auf Volk und Volkscharakter abfärben.“

So kann denn der christusgläubige Deutsche mit religiösem und nationalem Hochgefühl auf das ganze Mittelalter zurückblicken. Es weist gewiß, wie jede andere Epoche der Weltgeschichte, seine Schatten auf, aber die Lichtseiten überstrahlen sie bei weitem. Der glaubensinnige und glaubenseinige Geist dieser Zeit hatte im Volke so tiefe Wurzeln geschlagen, hatte es so sehr in allen seinen Lebensinstinkten befriedigt, daß dem römisch-deutschen Imperium eine Lebensdauer von tausend Jahren beschieden war. — Dann sank es dahin, nicht etwa ob der Entartung des innern Kerns und Wesens, oder des Zusammen-

^{37 a)} „Christus der Völkerkönig und das deutsche Volk“, S. 62.

bruches der christlichen Idee als solcher, nein, die hat Ewigkeitswert, sondern infolge der Kurzsichtigkeit, Engherzigkeit und Verderbtheit der Menschen, der weltlichen Träger dieses Gedankens. „Die Blüte und Lebenskraft des römischen Reiches deutscher Nation“, sagt Waller,³⁸⁾ „haben die Staufer geknickt, das hochgesinnte Herrschergeschlecht, das in tragischer Verblendung von der ursprünglichen Idee des römisch-deutschen Kaisertums zum antiken Imperatoren-Absolutismus abfiel. Wäre uns auf der Neige des Mittelalters ein anderer Karl oder Otto der Große beschieden gewesen!“

b) Renaissance, Reformation und deutscher Geist.

In schroffstem Gegensatz zum Mittelalter und seiner gesamten Ideenwelt stellen sich die Renaissance und die Reformation. Es ist ein Frontwechsel, wie er sich brüsker wohl nie in der Geschichte des menschlichen Gedankens und Empfindens vollzogen. Der Umschlag wirkte wie eine Art Paralyse auf den deutschen Volkskörper, und Nietzsche hat nicht ganz Unrecht, wenn er den Protestantismus eine „halbseitige Lähmung des Christentums“ nennt. Renaissance und Reformation bedeuten einen Kulturbruch, wie er in der ganzen Weltgeschichte noch nie vorgekommen, einen Bruch mit aller Tradition, mit jeder organischen Entwicklung.

Die innerste Triebkraft der Renaissance ist bekanntlich in einem leidenschaftlichen Streben nach Freiheit und Selbständigkeit des Individuums zu suchen. Während das Mittelalter durch Anlehnung an die Autorität und Unterordnung unter die Kirche und ihre Lehre groß und stark geworden war, hatte es die Renaissance vor allem darauf abgesehen, das eigene Ich, die persönliche Vernunft zur letzten Instanz jeder Entscheidung zu machen. Der Geist einer ungesunden Kritik machte sich an die Durchsichtung oder besser gesagt Vernichtung alles Ueberlieferten, ließ auch das Heiligste nicht unangetastet und endete schließlich mit der Veräußerlichung und Formalisierung des gesamten frühern Kulturgehaltes. An die Stelle des preisgegebenen Christentums trat ein Lebensinhalt eigener Wahl. Die damals gerade in Italien zuerst wiederentdeckte Antike bot den gewünschten Ersatz. Im klassischen Altertum sah man die wahre Offenbarung der Menschheit, die vollendete Verkörperung der Idee der Humanität. Die Antike sollte nicht bloß als Gegenstand philologisch-historischer Studien, sondern auch als Welt- und Lebensanschauung aufs neue erstehen, und der Schwerpunkt der Menschheit, im Gegensatz zum Mittelalter, dem die Jenseitsreligion und sein ausgesprochen ethischer Supranaturalismus sein Wesensgepräge gegeben, ausschließlich in das Diesseits verlegt werden. Hatte das Christentum nach Ausbildung eines

³⁸⁾ A. a. O. S. 63.

Menschentypus gerungen, dessen Ideal die moralische Schönheit und die Nachfolge des Vorbildes Christi war, so dachte die Renaissance bloß an die Ausbildung der Persönlichkeit für diese Welt, für die Gesellschaft, für rein kulturelle Interessen. Ihr Ideal war die Schaffung eines Menschentypus, der in seiner Körperlichkeit wie in seiner Geistigkeit das höchste Maß menschlicher Schönheit erreichte. Und dieser Idealmensch der Renaissance dachte und sprach schon damals wie Faust:

„Das Drüben kann mich wenig kümmern;
Aus dieser Erde quillen meine Freuden.“

Mit der religiösen Emanzipation vollzog sich auch die der weltlichen Gewalt von der kirchlichen. Der Staat tritt als eigenes Machtgebilde hervor, und Macchiavellis verderbliches Buch „Il principe“ mit seiner skrupellosen Moral wird zum Kanon der gewissenlosen Politik jener Zeit.

Die Renaissance vermochte mit ihrem Kulturziel nicht durchzudringen. Sie bildete keine positive geschlossene Lehre, man konnte nicht von einem Denkgehalt, sondern höchstens von einer Denkweise sprechen. Auch stand sie dem positiven Demokratismus und Kosmopolitismus der Kirche und des Christentums, das die Volksmasse auf eine bis zu seiner Zeit unerreichbare Höhe gehoben hatte, feindlich gegenüber und richtete sich fast ausschließlich an eine geistige Aristokratie, die allein imstande war, von dem geforderten Rechte der freien Wahl Gebrauch zu machen. Der tiefste Grund aber, warum der Humanismus zu keiner befriedigenden Kultur führte, war der, daß er das letzte Ziel des Menschen vernachlässigte und in diesem Stücke weit hinter dem Altertum zurückblieb. Schon deshalb hätte er das christliche Kulturideal nie ganz zu verdrängen vermocht, selbst dann, wenn dieses nicht von neuem in den Kampf getreten wäre.

Aber der bisher so starke einheitliche Völkerdamm hatte einen Riß bekommen, und die seit 1517 von Wittenberg über Deutschland dahingehende Bewegung der *Reformation* wird mit Recht als eine Verstärkung der humanistischen Flutwelle betrachtet. Daß auch andere Tendenzen dabei mitwirkten, soll nicht in Abrede gestellt werden. Das Streben Luthers wie das der Renaissance zielte in erster Linie auf die Befreiung der Persönlichkeit, auf die Emanzipation von der Tradition und Autorität ab. Immer wieder wird als die Herkulestat der Reformation die Losreißung der Geister vom bisherigen Glaubenskanon gepriesen, das dem Individuum eingeräumte Recht der Selbstbestimmung und der subjektiven Auslegung der Glaubensquellen. Freiheit und Selbständigkeit im Denken und Handeln seien durch die Reformation dem deutschen Geiste als reife Früchte in den Schoß gefallen. „Der deutsche Geist begriff sich selbst, als den von Gott berufenen Träger und Propheten innigster Gottes-

gemeinschaft, als den der das, was einst das Evangelium verkündigt hatte, nun zur Wirklichkeit machen sollte im persönlichen Leben, wie im Volksleben, wie im Völkerleben.“³⁹⁾ Und wenn auch Luther im Kampfe gegen Rom und die Kirche sich auf eine höhere Autorität, das Wort Gottes, berief, so war er doch keck genug, da, wo der Buchstabe der Schrift gegen ihn war, sich dem Buchstaben zum Trotz auf den Geist zu berufen und seine subjektive Auffassung in die Hl. Schrift hineinzutragen. Auf Einzelheiten einzugehen, ist hier nicht der Ort.

Mag man die Reformation auffassen wie man will, Tatsache ist, daß nie ein größeres nationales Unglück über Deutschland gekommen. Durch die Glaubensspaltung wurden die Herzen und Geister der Stämme und Völker auseinandergerissen und eine Kluft geschaffen, die wohl keine Zeit überbrücken wird. In dieser Hinsicht übertrifft die Reformation diesen Weltkrieg noch an Tragik.

Die gewaltigen Gegensätze von einst und jetzt in ihrer ganzen Tragweite zu erfassen, ist allerdings nur dem gläubigen Katholiken möglich. Wer außerhalb der Kirche steht, kann die Bedeutungstiefe und Eindrucks-mächtigkeit dieser Erscheinung nicht begreifen. Der Katholik wird dies dem Protestanten auch kaum verargen; denn wo das Geistesauge von Anfang an nur auf die Betrachtung gewisser Bruchteile der christlichen Lehre, oder gar deren Auswüchse eingestellt war, ist eine Gesamtwürdigung des christlichen Lehrgebäudes und eine universale historische Orientierung nur durch ein längeres Studium und Ablegung zahlreicher Vorurteile möglich. Aber allen Ernstes verbitten muß sich der Katholik jede Kränkung und Beleidigung seines religiösen Gefühles, wie sie besonders anläßlich des Reformationsfestes vielerorts zutage getreten ist. Was da gesprochen, geschrieben und kolportiert wurde, erweckt stark den Eindruck der Sprache des hochfahrenden Parvenü gegenüber dem alten Landesherrn von ureingesessenem Stammesadel. Den Katholiken wurde ob ihrem treuen Festhalten an der alten Tradition der Charakter wahren Deutschtums abgesprochen und nur der protestantische Geist als der vollendete Ausdruck des deutschen Geistes angesehen. Erst durch die Reformation, hieß es, habe der deutsche Geist sich selbst begriffen und es gewagt, „selbständig und frei“ zu sein, ein Katholik könne sich nie den Namen eines wahren Deutschen beilegen. In einseitigster, engherzigster Weise wurde besonders der gegenwärtige Weltkrieg als ein Kampf um die „Güter der Reformation“ ausgespielt, ein Gedanke, den bekanntlich die französischen Katholiken gegen die deutschen aufs reichlichste ausgeschlachtet haben: „Luthers Kraft ist unser Kampfpreis im Kriege von heute,“ wurde behauptet, und „in diesem unerhörten Ringen geht es nicht bloß um militärische Macht, um politischen Vorrang und um materiellen

³⁹⁾ Protestantenblatt Nr. 44, 1. Nov. 1916.

Wohlstand, sondern *um das deutsch-evangelische Christentum*.“ In Frage stünden „die geistigen und kulturellen Güter“, die seit 400 Jahren auf dem Boden der Reformation emporgesproßt seien und damit „die deutsche Bildung, die ihren Wert vor allem (!) durch die Lebensgedanken des wiedererwachten Gotteswortes gewonnen“ hätten.⁴⁰⁾

Einen Hetzartikel schlimmster Art, der, abgesehen von der religiösen Verletzung, eine geschichtlich und staatsrechtlich ganz falsche Auffassung vertritt, brachte auch die „Jenaische Zeitung“.⁴¹⁾ Es wird hier vorerst die Frage aufgeworfen, woher das deutsche Volk die Kraft nehme, um dem Riesenansturm so zahlreicher Feinde nach außen erfolgreich zu begegnen und im Innern den stets wachsenden Entbehrungen sich gewachsen zu zeigen. Intelligenz, Wissenschaft und besonders das Anpassungsvermögen des deutschen Volkes seien gewiß beachtenswerte Faktoren, doch lange nicht die Hauptsache. „Es muß noch etwas anderes hinzukommen,“ heißt es in dem Blatte, „etwas, das es vor anderen Völkern voraus hat, und das ihm das Uebergewicht verleiht, welches es tatsächlich besitzt. *Was ist dies spezifisch Deutsche?* Das ist die Durchbildung des einzelnen Menschen zu einer Persönlichkeit, wie sie sich in andern Völkern Europas in gleichem Maße *nicht* findet. Diese Durchbildung, diese Ausbildung der Einzelpersönlichkeit wäre aber ohne die reformatorische *Tat Luthers nicht möglich gewesen*.... Nicht darauf kam es Luther an, einzelne Mißstände der katholischen Kirche abzustellen, sondern das war die Absicht Luthers, durch die Trennung von Rom ein deutsches Kaisertum zu schaffen.... Politisch frei werden konnte aber sein deutsches Volk nur, wenn es zuvor religiös frei geworden war. So hängt dies beides eng zusammen.... Um diesen Gedanken in die Tat umzusetzen, brauchte er freie Persönlichkeiten. Sie konnte er nur schaffen, wenn er *sie frei machte von der Herrschaft Roms* und sie in ihrem Gewissen band an Gott.“ Der Artikel schließt mit den herausfordernden Sätzen: „Soviel haben auch die deutschen Katholiken von uns Protestanten gelernt, daß ‚deutsch‘ mehr ist als ‚katholisch‘.... Das bevorstehende vierhundertjährige Gedächtnis des Thesenanschlages soll in uns die Erkenntnis vertiefen: Das höchste in der Welt ist es: ein deutscher evangelischer Christ zu sein.“

Man kann hier getrost sagen: Jeder Satz eine Unwahrheit, jede Behauptung ein trauriges Zeugnis für die Unkenntnis der großen deutschen Vergangenheit. Also erst der Protestantismus hat den wahren, freien Menschen, den echten Deutschen geschaffen! Das Mittelalter kannte ihn nicht, besaß keine wahren deutschen Männer, keine großen deutschen

⁴⁰⁾ Vgl. Angermünder Kreisblatt Nr. 256, 1916, und Amtliches Kreisblatt für den Kreis Meisenheim, Nr. 176, 1916.

⁴¹⁾ Nr. 256 vom 31. Okt. 1916.

Persönlichkeiten? Stolze Germania, wie spät erst bist du zu wahrer Männlichkeit erwacht und erstarkt! Es lohnt sich wahrlich nicht der Mühe, auf solche Invektiven des nähern einzugehen. Dem Schreiber obiger Zeilen geht, vom Vorurteil geblendet, jedes Verständnis für das Wesen der katholischen Kirche und die Bedeutung ihres Oberhauptes ab. Mit solchen Menschen ist nicht zu rechten.

Wenn es, wie die „Jenaische Zeitung“ behauptet, in Luthers Absicht lag, ein ausschließlich auf der Grundlage des evangelischen Bekenntnisses ruhendes deutsches Kaisertum zu schaffen, das jede Beziehung zur katholischen Kirche und zum römischen Papste ausschloß, so ist Luthers Vorhaben gescheitert, denn in Wahrheit besteht heute im deutschen Reiche kein evangelisches, sondern ein *paritätisches* Kaisertum, und es müssen daher die großen Erfolge im heutigen Völkerringen der einträchtigen Zusammenarbeit beider Konfessionen zugeschrieben werden. Der Gedanke eines evangelischen Kaisertums hat allerdings in den ersten Jahren des Kulturkampfes die Protestanten und Liberalen stark beschäftigt, und noch am 26. Januar 1881 trat der Wortführer der letztern, von Benningen, im preußischen Abgeordnetenhaus mit der Behauptung auf, die eigentliche Wurzel des Streites zwischen Kirche und Staat liege in der Feindschaft Roms „gegen die Errichtung eines evangelischen Kaisertums in Deutschland“. Dem lebhaften Widerspruch, den diese Behauptung im Zentrum hervorrief, gab der Abgeordnete Windthorst Ausdruck mit den Worten: „Der verehrte Herr hat von dem ‚evangelischen Kaisertum‘ gesprochen und hat damit einen ganz besonderen Trumpf auszuspielen gemeint. Zunächst möchte ich mir die Bemerkung erlauben, daß wir ein evangelisches Kaisertum gar nicht haben. Wir haben einen ehrwürdigen deutschen Kaiser evangelischer Konfession; daraus folgt aber durchaus nicht der evangelische Charakter des Reiches; der Charakter desselben wird außerdem durch die übrigen Fürsten ergänzt und durch die katholischen Landesteile desgleichen.“⁴²⁾ Dann erinnerte Windthorst daran, daß es Peter Reichensperger gewesen, der bereits im November 1870 als erster die Anregung der Erneuerung des deutschen Kaiserreiches im Reichstage begründet, und von keinem andern als dem katholischen Könige von Bayern der Antrag auf die Kaiserkrone erfolgt sei. Gestützt auf diese Tatsachen und im Hinweis auf die gesamte geschichtliche Entwicklung konnte auch Dr. Karl Hørber in einer prächtigen Abhandlung über „Reich, Kaiser und Parität“ mit Nachdruck betonen: „Die Auffassung, die deutsch und evangelisch als zusammengehörig betrachtet, mag noch in den Kreisen protestantischer Theologen und Historiker Vertreter haben, mit Berufung darauf, daß Deutschland

⁴²⁾ „Köln. Volksztg.“, Nr. 883. 2. Nov. 1916.

das ‚Mutterland der Reformation‘ sei. Auf die Fortbildung des Verhältnisses von Staat und Kirche im Gesamtleben der Nation hat das keinen wirksamen Einfluß erlangt. Das deutsche Reich als solches ist in seiner ganzen Verfassung und politischen Entwicklung über diese Reste engherziger Auffassung längst hinausgewachsen. Das neue Reich ist heute ein Staat, der nichts weniger als das alte auf paritätischen Grundlagen ruht — die Toleranz zur Voraussetzung hat.“⁴³⁾

Diesem Geiste der Toleranz wurde nun allerdings auch in weiten Kreisen des Protestantismus Rechnung getragen und es hat anläßlich des Reformationsfestes nicht an versöhnenden Stimmen im evangelischen Lager gefehlt, die ernstlich vor einer Verletzung des Burgfriedens warnten. In ungleich taktvollerer Weise aber haben sich die deutschen Katholiken einer edlen Zurückhaltung und vornehmen Gesinnung beflissen, ohne dabei auch nur einen Finger breit von ihrem prinzipiellen religiösen Standpunkte abzuweichen. Wo es not tat, haben sie mit dem altgewohnten deutschen Schneid, der besonders den katholischen Apologeten eigen ist, die Angriffe der Gegner zurückgewiesen und ihre Uebertreibungen hinsichtlich des „Segens der Reformation“ durch die geschichtlichen Tatsachen berichtigt. So z. B. in dem kraftvollen Artikel der „Köln. Volksztg.“, der am Vorabend des Reformationsfestes, 30. Oktober 1917 erschien, unter dem Titel: „Das Reformationsjubiläum und das deutsche Volk“. Wir heben nur einige Momente heraus. Auf die überschwengliche Verherrlichung Luthers als des „deutschen Volkes Mann und Held“, den „großen deutschen Propheten“, dessen Verdienst es sei, „das Ende der kirchlich-hierarchischen Knechtung der Gewissen herbeigeführt und ein neues Gebäude des Glaubens und des Wissens“ auf dem Fundamente der Freiheit der Gedanken und der Forschung errichtet zu haben, antwortet der Verfasser: „Das ‚neue Gebäude‘ hat nicht Luther aufgebaut, sondern sein Freund, der systematische Denker Melanchthon. Luthers Bedeutung lag weniger in dem, was er schuf, als in dem, was er zerstörte. Dieses Zerstörungswerk war eine riesenhafte, weltgeschichtliche Tat, mag man sie nun segnen oder ihr fluchen. Man hüte sich, alles, was nach ihm kam, als durch ihn bewirkt anzusehen. Aber zur Zerstörung oder mindestens Erschütterung der alten Ordnung hat er beigetragen wie kein anderer.... Luther soll ‚der kirchlich-hierarchischen Knechtung der Gewissen ein Ende gemacht haben‘. Nun ja, für einen großen Teil Deutschlands hat die eine, alte Kirche mit ihrer monarchischen Verfassung ihre Autorität verloren, aber an ihre Stelle traten die vielen kleinen und kleinsten Landeskirchen verschiedenen Bekenntnisses, für welche die

⁴³⁾ Deutsche Kultur, Katholizismus und Weltkrieg. Herder, Freiburg. 1915. S. 347.

Kultusfreiheit ein leerer Schall war und der Grundsatz galt, daß die weltliche Behörde über die Religion entschied, an Stelle des Papstes die Päpstelein. Und mit der alten Kirche gingen, soweit die Reformation siegte, unermeßliche Schätze der gesunden kirchlichen Ueberlieferung und Praxis verloren, Schätze der Wissenschaft, der Volksbildung, der Kunst, und großartige Stiftungen, die bisher dem gemeinen Wohle, dem Studium, den Armen und Kranken dienten, fielen einer wahrlich nicht immer uneigennütigen Säkularisation zum Opfer. Und läßt ein Vergleich unserer innerpolitischen Verhältnisse vor und nach der Reformation einen Fortschritt zum Besseren erkennen? Wird nicht die Kaisergewalt noch weiter untergraben durch die Territorialgewalten? Wird die Reichsreform Maximilians weiter gebildet? Wird dem Fehdewesen Einhalt getan? Füllt nicht das 16. Jahrhundert ein Wirbel großer und kleiner Kriege, zum guten Teil aufbrausend aus den neuen kirchlichen Gegensätzen, ausmündend in das ungeheure Elend des Dreißigjährigen Krieges? Oder hat Luthers Tat die sozialen Mißstände gebessert? Der entsetzliche Bauernkrieg gibt die Antwort, unternommen nicht nur zur Linderung schwerer Bedrückung, sondern auch im Namen des ‚Evangeliums‘, mit Mord und Brand und rohester Zerstörung kommunistische Ziele anstrebbend, endend mit furchtbarer Vergeltung und vermehrter Unterdrückung. Auch die religiöse und sittliche Erneuerung, welche sie verhieß, hat die Reformation nicht gebracht. Sie brachte nicht nur den dauernden Gegensatz des alten und neuen Glaubens und damit die kirchliche Zerklüftung unseres Volkes mit vermehrter politischer Zerrissenheit, sondern auch die kirchliche Zersplitterung innerhalb ihres eigenen Wirkungskreises. Auf dem Grunde des lutherischen Bekenntnisses stehen heute nur noch verhältnismäßig Wenige, und Unzählige, die am 31. Oktober den Erinnerungstag der Reformation begehen, feiern Martin Luther nicht als den Begründer ihres Bekenntnisses, sondern als den Bahnbrecher einer neuen Aera, der das Alte zerschlug.“

Muß sich überhaupt nicht jeder die Tatsachen der Vergangenheit ernst prüfende Protestant gestehen, daß den deutschen Katholiken ein Riesenmaterial zur Verfügung stünde, wollten sie das von Döllinger bis Jansen, von Onno Klopp, Denifle, Grisar und andern Gesammelte verwerten, um die schweren Schäden aufzudecken, die Deutschland und dem deutschen Volkstum durch die Reformation erwachsen sind? Wenn sie das nicht getan, so geschah es, abgesehen von dem angestammten Adel katholischer Gesinnung, schon ob der allgemeinen Not des Vaterlandes, die keine Zersplitterung der Kräfte und noch weniger eine Spaltung der Geister in diesem Kriege duldet. Um so schmerzlicher mußte es die deutschen Katholiken berühren, daß man sie zu einer Zeit, wo sie Schulter an Schulter mit den Protestanten gegen den gemeinsamen Feind des

Vaterlandes kämpften, hinsichtlich ihres Deutschtums verdächtige, ja ihnen den deutschen Geist absprach, weil ein anderes religiöses Ideal in ihrem Herzen lebt. Einen solchen Vorwurf kann der deutsche Katholik nicht auf sich beruhen lassen. Die Behauptung nämlich, daß der *katholische* Geist mit dem *deutschen* Geiste unvereinbar sei, wird sowohl durch die gesamte Vergangenheit als die Tatsachen der Gegenwart Lügen gestraft. Es bedeutet eine Vergewaltigung der Geschichte, ein das Prinzip der Entwicklung schroff verletzendes unwissenschaftliches Vorgehen, die deutsche Geisteskultur erst mit dem Jahre 1517 beginnen zu lassen. Jeder vorurteilslose Kenner deutschen Geisteslebens weiß, daß die heutige deutsche Kultur nicht etwas Abgebrochenes, Unvermitteltes, Torsoartiges ist, sondern mit der ganzen katholischen Vergangenheit Deutschlands aufs engste zusammenhängt. Hat es wirklich bis auf die Zeit der Reformation kein wahres Deutschtum gegeben? Soll der Katholizismus, das unverfälschte Christentum, dem Aufkommen echten deutschen Geistes hindernd im Wege gestanden sein? Unsere vorausgegangenen Bemerkungen über die organische Verschmelzung von Deutschtum und Christentum zeigen zur Genüge die ganze Haltlosigkeit solcher Behauptungen. Ein Deutschtum, wie es in gewissen Köpfen spukt, ist ein so engherziges, vom Geiste der Intoleranz getragenes, konfessionell abgeschnürtes, schwindsüchtiges Gebilde, daß es nie und nimmer den Heldenleib der großen, starken Mutter Germania zu be-seelen und zu beleben imstande wäre. Der starke katholische Einschlag in das deutsche Leben, in die deutsche Art, in den deutschen Geist ist eine Tatsache von unumstößlicher Wahrheit. Das mögen sich jene konfessionellen Störefriede nicht von Katholiken, sondern von Männern aus ihrem Lager sagen lassen, von Kapazitäten, die ob ihrer tiefgründigen Kenntnis deutschen Wesens und deutschen Volkstums als Kenner deutschen Geistes gelten.

Zu ihnen gehört in erster Linie der Verfasser des Buches: „Rembrandt als Erzieher“, das im Jahre 1909 die 49. Auflage erlebte. Seine lichtvollen und treffenden Gedanken über deutschen Geist und deutsches Wesen, zumal seine Ausführungen über deutsches Volkstum und katholische Religion, die gerade durch den Weltkrieg eine hochaktuelle Bedeutung erlangt haben, sind wie kaum etwas anderes geeignet, das Phantom von der Unmöglichkeit der Vereinbarung deutschen und katholischen Geistes im Kopfe jener ultradeutschen Patrioten im protestantischen Lager zu zerstören.⁴⁴⁾ Ueber den Zusammenhang des deutschen Geisteslebens mit der katholischen Vergangenheit Deutschlands, sowie über die

⁴⁴⁾ Der Rembrandtdeutsche Julius Langbehn ist allerdings im Jahre 1903 zur katholischen Kirche übergetreten, die angeführten Ideen über katholische Religion aber schrieb er noch als Protestant nieder.

vielfache Verständnislosigkeit und Unkenntnis der religiösen katholischen Literatur in protestantischen Kreisen läßt er sich in folgenden Worten aus: Es „enthält die katholische Legende und frühere Kirchentradition einen reichen Schatz sowohl von Poesie wie Religiosität, der von den Durchschnittsprotestanten keineswegs genügend gewürdigt wird. Wie viele derselben kennen die Kirchenväter? Wie viele die Acta der Bollandisten? In dem h. Antonius, in Bernhard von Clairvaux, in Thomas a Kempis lebt ein großer mütterlicher Geist; der Deutsche soll sich auf diesen zwar nicht beschränken, aber er darf ihn nicht entbehren; er findet in ihm das Korrelat zu seiner geistigen Männlichkeit. Kein rechter Baum ist ohne Laub. Jene trefflichen Männer haben ihrerzeit schon gegen Buchbildung und Buchgesinnung protestiert; als den h. Antonius ein ‚gebildeter‘ Freund fragte, wie er in der ägyptischen Wüste ohne Bibliothek leben könne, erwiderte jener, ‚ich lese nur in einem Buche, in dem der Schöpfung‘; und Bernhard von Clairvaux hat sich ebenso geäußert: ‚glaube dem Erfahrenen; du wirst etwas mehr in den Wäldern als in den Büchern finden; Holz und Steine werden dir sagen, wovon die Meister nicht zu reden wissen.‘ Diese Worte gelten auch für den modernen Menschen. Der heutige Deutsche soll zu seinen ‚Vätern‘ aufsteigen; aber er soll, wie Faust, auch der ‚Mutter‘ gedenken; die deutsche Erde, die Natur, die früheste christliche Kirche sind solche Mütter. *In das neueste deutsche Geistesleben ragt demnach der älteste Katholizismus tief hinein.* Je reifer der Deutsche wird, desto mehr wird ihm eben dieser Standpunkt einleuchten; denn was vom einzelnen menschlichen, gilt auch vom gesamten religiösen Leben; das Kind wie den Mann zieht es zu seiner Mutter, der Jüngling stürmt ihr oft davon.“⁴⁵⁾

Wie Katholisches und Protestantisches in der deutschen Literatur mit einander verwoben ist und ihre Vertreter eine für die Gegenwart geradezu vorbildliche, versöhnende Gesinnung an den Tag legten, zeigen nachstehende Sätze: „In späterer Zeit weisen nicht wenige der besten Protestanten, so Shakespeare, Bach, Bacon, Leibniz, Lessing, Schiller, Novalis, Hebbel, Lagarde eine katholikenfreundliche Ader auf. Und der leitende Geist des letzten deutschen Jahrhunderts, Goethe, ist ihnen darin gefolgt; sein ‚Faust‘ enthält vielfach katholische, sowie mittelalterliche Elemente und klingt schließlich sogar in offensten Katholizismus aus; der ‚Faust‘-charakter ist ohne den letzteren gar nicht denkbar; beide gehören — wieder einmal — als polare Strömungen zusammen. An Goethes ‚Faust‘ hat der Katholik teil wie der Protestant am Kölner Dom. *Alles, was ernst und edel ist, muß sich irgendwo treffen. Denkende Protestanten sollen sich dergleichen Wahrheiten nicht verschließen; sie sollen sich*

⁴⁵⁾ S. 329 ff.

der Haltung der obigen weisen und milden Männer erinnern; diese stellen sich dem Dursystem Luthers als eine sänftigende Mollharmonie entgegen. Neben dem ‚Eine feste Burg ist unser Gott‘ darf und muß das ‚Veni creator Spiritus‘ seinen Rang voll behaupten, ja in den jetzigen Zeiten geistiger Dürre hat der Deutsche besondere Veranlassung, den ‚Schöpfer Geist‘ anzurufen; derselbe hat sich bisher noch nicht auf die ‚Burg‘ des deutschen Reiches niedergelassen. Das erstere dieser beiden Lieder hat man ein Volkslied genannt, das zweite könnte man ein Menschheitslied nennen; es gibt aber viele Völker und nur eine Menschheit; die denkbar höchste Polarität ist die zwischen der Vielheit der Welt und ihrer Einheit.“⁴⁶⁾

In besonders feinfühlicher Weise hebt dann der Rembrandtdeutsche die Bedeutung der katholischen Religion für die Entwicklung der deutschen Kunst hervor, vor allem die echt germanische Innigkeit und gemüts warme Vertiefung in die Welt des Uebermenschlichen und Uebernatürlichen, die vom Protestantismus leider vielfach verkannt wird: „Die durch Luther eingeleitete religiöse Bewegung hat auch ihre Schattenseiten gehabt; und die Gerechtigkeit erfordert, dies hervorzuheben. Man soll nicht Bilderstürmer sein. John Knox sagte einmal über ein Marienbild, es sei ‚nur ein bemaltes Brett‘: das ist nicht wahr; es ist ein Symbol des Großen, des Ewigen, des Menschlichen. Menschheit und Gottheit begegnen sich in ihm. Dies gilt von der sixtinischen Madonna so gut wie von jedem Marienbild im deutschen Bauernhause. Gerade im Marien- und Heiligenkultus liegt ein ausgesprochen germanischer Zug — ein deutscher Erdgeruch — den Luther etwas zu rasch abgelehnt hat; möglicherweise werden die Deutschen, wenn sie sich auf ihr Deutschtum besinnen, desselben wieder inne werden; jedenfalls aber wird in einem Zeitalter, das der Kunst gewidmet ist, der vorwiegend künstlerischen Religion, dem Katholizismus ein geräumiger Platz gewahrt werden müssen. Jedes Bild Christi, der Muttergottes, der Heiligen ist das Bild einer mehr oder minder erhabenen menschlichen Seele; und leichter als im Buchstaben erkennt sich der Mensch im Bilde; zumal wenn er kindlichen Herzens ist. Mehr als ein geschriebenes oder gesprochenes ist ein gemaltes oder gesungenes ‚Ecce homo‘. Wenn daher die künftige deutsche Bildung, vor die Alternative ‚Bild oder Buchstabe‘ gestellt, sich für den ersteren Faktor entscheidet, so dürfte dem Katholizismus dabei eine wichtige Rolle zufallen. Denn er hat nicht mit der Vergangenheit gebrochen; er hat sich die alt- und urdeutsche ‚Bild‘-gesinnung bewahrt, welche der Protestantismus verbannte. *Hier liegt der tiefste Keim der deutschen Seele.* Er heißt: Anschauung, nicht Speku-

⁴⁶⁾ S. 327 ff.

lation, Empfindung, nicht Verstand; er heißt: Schaffen. Katholizismus und Protestantismus stehen sich gegenüber wie künstlerisches Gefühl und künstlerischer Kalkül; dieser ist unentbehrlich; aber jenes — entscheidet.“⁴⁷⁾

Noch einen zweiten Kündler deutschen Volkstums möchten wir zu Worte kommen lassen, der sich viel mit der religiösen Lage Deutschlands beschäftigt hat. Es ist der 1891 verstorbene Göttinger Gelehrte Paul de Lagarde. Seine „deutschen Schriften“⁴⁸⁾ atmen in vielen Partien Gegenwartsgeist. Obgleich er in mancher Richtung recht weit absteht von der katholischen Weltanschauung und sich von gewissen Vorurteilen gegen die Kirche nie losmachen konnte, ist er ihr doch in vielen Punkten wieder durchaus gerecht geworden. Es ist ein schlimmes Zeugnis für die Protestanten, daß dieser Mann, für den Religion und Vaterland die beiden Brennpunkte waren, in denen sich sein Denken und Arbeiten vereinigte, dem Protestantismus jegliche innere Kraft abspricht, ihn als „erledigt“ betrachtet, ja sogar einen „Mischmasch aus fader, feiger Sentimentalität und den abgestandenen, angefaulten Resten des Christentums“ nennt.⁴⁹⁾ Was würde er erst den Scharfmachern von heute sagen, die die deutsche Kultur als restlosen Ausfluß protestantischen Geistes hinstellen? Wir finden keine bessere Erwiderung auf die Behauptung, die z. B. am 22. Mai 1916 Professor Dunkmann (Greifswald) auf der Allgemeinen Lutherischen Konferenz aufgestellt hat: daß nämlich „der Protestantismus auf Wissenschaft und Kunst in Deutschland den bestimmenden Einfluß ausübte“, als die Worte des Göttinger Gelehrten über die Stellung der deutschen Klassiker zum Protestantismus: „Ich leugne rund heraus, daß Lessing, Goethe, Herder, Kant, Winckelmann vom protestantischen Systeme und der protestantischen Kirche irgend wesentlich beeinflußt sind, und verschärfe das Gewicht dieser Leugnung noch dadurch, daß ich mich ausdrücklich der amtlichen Stellung Herders zu erinnern erkläre. Wer der Meinung ist, daß diese Leugnung den Tatsachen Gewalt antut, wird den Beweis für seine Meinung zu führen haben: kann er diesen Beweis nicht erbringen, so dürfte bei der für die jetzt herrschende Weltanschauung grundlegenden Stellung der genannten fünf Männer feststehen, daß wir uns des Protestantismus in Deutschland tatsächlich entledigt haben. Mit Worten zu spielen kann Liebhabern erlaubt werden, nur wird es nicht angemessen sein, Personen, die Liebhabereien nachgehen, im Rate der Nation irgendwelches Stimmrecht zu

⁴⁷⁾ S. 328 ff.

⁴⁸⁾ Göttingen, 1903, 4. Aufl.

⁴⁹⁾ Vgl. Georg Dost, Paul de Lagardes nationale Religion. 1915. Eugen Dietrich, Jena. S. 14.

erteilen.⁵⁰⁾ — Deutschland ist unter dem Banne der Ueberzeugung, daß der Protestantismus eine Form der Religion und die letzte denkbare Form der Religion ist. Blicke man doch aber nur auf unsere *Klassiker*. Ist ein einziger von ihnen Protestant?“⁵¹⁾

Obgleich de Lagarde den Katholizismus bei seinem universalen Charakter für unfähig hält, das deutsche religiöse Ideal, von dem er träumt, zu verwirklichen, so erkannte er doch z. B. den Wert des Meßopfers, der Marien- und Heiligenverehrung als wertvolle Ergänzung der Christusverehrung an und fühlt ein tiefes Heimweh in seiner Brust nach der Zeit, wo noch ein Hirt und eine Herde war. „Romantisch“, sagt Dost,⁵²⁾ „ist seine Sehnsucht nach der Einheit der Kirche, die er, gleich Novalis, in der Zeit des ungebrochenen Katholizismus sieht, und so ruft er, der in der Gegenwart Vereinsamte, seinen Zeitgenossen klagend zu:

Euch kenn ich alle nicht; denn eure Herkunft
Ist völlig dunkel mir. Der Vater droben,
Der mich gezeugt hat, ist der eure nicht.
Die hohe Mutter Kirche, die mich säugte,
Ihr habt an ihren Brüsten nie gelegen.
Ihr seid mir unverwandt, drum seid ihr fremd.
Gemeinsam uns auf eine Zukunft freuen,
Unmöglich ist's. Wir sind nur Zeitgenossen.
Ihr nirgends hin, ich in die Heimat aufwärts:
Die Wege laufen in verschiedener Richtung,
Und jeder Schritt bringt weiter auseinander.“

Am stärksten und rührendsten kommt dieses Heimweh nach der deutschen Vergangenheit in dem schönen Gedichte zum Ausdruck, das als Ueberschrift die berühmte dogmatische Glaubensregel von Vinzenz von Lerin trägt: Quod semper, quod ubique, quod ab omnibus (Was immer, was überall, was von allen, d. h. geglaubt wurde):

O Glocke, als dein Meister dich gegossen,
Da herrschte Andacht rings in diesen Landen
Noch lange Jahre ward dein Ton verstanden,
Wann in die Ferne er vom Turm geflossen.
Die jetzt dich hören, hören dich verdrossen:
Kam ihnen ja in matten Zweifels Banden,
In des Erwerbens Not der Sinn abhanden,
Der ihren Vätern, was du meinst, erschlossen.

⁵⁰⁾ Deutsche Schriften, S. 47.

⁵¹⁾ Ebds. S. 382.

⁵²⁾ A. a. O. S. 15.

Doch meine Seele schwebt auf deinem Klange,
 Und eint sich da mit unsrer Ahnen Seelen,
 •Hofft, was sie hofften, bittet, wie sie baten.
 Und wenn gleich Priester mir und Altar fehlen,
 Ich fürchte nicht, daß nicht auch ich gelange
 Ins Heiligtum, das jene schon betraten.⁵³⁾

Möchten die Worte des edel und recht denkenden Mannes den Gegner bewegen, sich ungerechter und leidenschaftlicher Urteile über den Katholizismus zu enthalten und in Anerkennung seiner Leistungen in Gegenwart und Vergangenheit im Vereine mit ihm an den großen Zukunftsaufgaben des Vaterlandes zu arbeiten.

Noch eine dritte Stimme, und zwar die von Adolf Harnack, des modernsten und gewichtigsten Chorführers des Protestantismus, wollen wir hören. Während Professoren und Theologen evangelischer Richtung im „Kampfe gegen Rom“ nicht müde werden; von Geistesschlachten zu sprechen, die Luther in Worms, auf der Wartburg und in Wittenberg geschlagen, und mit Pastor Heidkämpfer ausrufen: „Nicht Hermann der Befreier, nicht Karl der Große, sondern Luther ist es, in dem sich der Deutsche selbst gefunden,“⁵⁴⁾ tritt der Berliner Gelehrte⁵⁵⁾ in ungleich nüchterner Weise an die Beurteilung des Protestantismus heran und macht höchst beachtenswerte Eingeständnisse über die Reformation, aus denen zur Genüge hervorgeht, welch gewaltige Kulturmacht der Katholizismus ist, und daß das neue Evangelium für die Menschheit im allgemeinen und Deutschland im besondern keineswegs von so herrlichen Folgen begleitet gewesen, wie man meistens versichert. Allerdings erhebt auch Harnack Luthers Werk ganz gewaltig und fordert in seinen Ausführungen an mehr als einer Stelle zum Widerspruch heraus; aber es ist doch nicht eine einseitige Verhimmelung und absolute Sanktionierung des gesamten Werkes der Reformation, wie wir ihr in den meisten Jubiläumsschriften begegnen. Auch die Schattenseiten werden berücksichtigt. Harnack fragt: „Hat Luther zuviel niedergerissen und hat er das Aufgelöste voll ersetzt?“ Seine Antwort lautet: „Mit der radikalen Auflösung des ganzen Kirchenwesens fielen auch Stücke des Kirchenwesens dahin, die wertvoll und doch nicht zu ersetzen waren — ich rechne dazu das *Bischofsamt* —; vor allem aber fiel die *Selbstständigkeit der Kirche* dahin.... Daß Luther für seine Auffassung der ‚Christenheit‘ so wenig Verständnis fand, ja daß der Sinn für die *eine* große Christenheit in den lutherischen Kirchen

⁵³⁾ Vgl. „Köln. Volksztg.“, Nr. 468, Jahrg. 1916.

⁵⁴⁾ Vgl. „Köln. Volksztg.“, 1916, Nr. 930.

⁵⁵⁾ Es geschieht dies in seinem Jubiläumsaufsatz: Die Reformation, in der „Internationalen Monatsschrift“, 1917, Heft 11, S. 1281 f.

fast ganz unterging und bis heute nahezu fehlt — vielleicht der traurigste Mangel im deutschen Protestantismus, an dem er sterben kann — ist das nicht Luthers Schuld?.... Alles Kirchliche ist im Leben des deutschen Laien-Protestantismus so sehr zurückgedrängt, daß man es bereits als eine Anmaßung empfindet, wenn sich die Kirche überhaupt nur selbständig regt und daß es wider den guten Ton verstößt, von ihr in der Gesellschaft zu sprechen. Vor allem aber: der Sinn für eine allgemeine und wirksame Verbrüderung der Menschen durch das Evangelium und das Streben nach Verwirklichung des Gedankens: *„Ein Hirt und eine Herde“*, ist mit der Trennung vom Katholizismus im Protestantismus sehr schwach geworden. Der ernste Katholik empfindet den Segen einer großen christlichen Gemeinschaft lebendiger, die Spaltung der Christenheit schmerzlicher und die Aufgabe der Vereinigung brennender. Denn der große Gedanke der allgemeinen, durch das Christentum herbeizuführenden Einheit der Völker wird durch andere Ideale nicht ersetzt.“⁵⁶⁾

Betreff des öffentlichen Gottesdienstes sieht sich Harnack Luther gegenüber zu folgendem schwerem Vorwurf veranlaßt: „In psychologisch-religiöser Hinsicht genügte nicht, was Luther darbot, so ausgezeichnet sonst seine Gottesdienstordnung ist. Das Moment der Feierlichkeit und der stillen gemeinsamen Anbetung, in der jede subjektive religiöse Stimmung ihre Anregung findet und sich dabei von der Gemeinschaft der Gläubigen getragen weiß, tritt zu sehr zurück und findet keine Fürsorge. Und weiter, auch vom Opfergedanken darf man sagen, daß er zu radikal entfernt worden ist. Denn der Mensch hat nur so viele Ideale, als er Opfer bringt. Es wird bei uns (Protestanten) zuwenig Entsagung verlangt, und zu selten hört man die eindringliche Mahnung an unser Geschlecht, daß es gesunken ist und daher lau, mutlos und charakterlos.“

Bezeichnend ist auch folgendes Geständnis Harnacks: „Wohl wird noch im Protestantismus gebeichtet, aber in der Regel nur, wenn es schon zu spät ist; für die prophylaktische Uebung der Beichte besteht keine Tradition und kein anlockender Standpunkt. Blickt man auf das, was die Klöster und die Mönche geleistet haben, so kann man das Urteil nicht unterdrücken, daß die Aufhebung der obligatorischen Gelübde einen besonderen Stand in der Kirche nicht aufzuheben brauchte, der sich von Berufs wegen von der Welt zurückzieht, um in dienender Liebe zu helfen, zu heilen und den Brüdern und dem ganzen christlich-sozialen Körper Gesundheit des Leibes und der Seele zu gewinnen.... Luther hat es unterlassen,.... dem Mönchtum ohne obligatorische Gelübde Raum und eine feste Stelle zu geben. Und noch etwas anderes fiel damit fort: die Zufluchtsorte für solche, die im Sturm des Lebens Schiffbruch erlitten

⁵⁶⁾ A. a. O. Sp. 1350.

haben, sich in der großen Welt nicht mehr zu halten vermögen, aber im Kloster nicht nur Unterkunft und Halt gewinnen, sondern auch durch besondere Dienstleistungen wieder wertvolle Mitglieder des Gemeinwesens werden können. Endlich hat Luther durch Sprengung der Kirche als Reich Christi und Reich des Rechts und Macht, der Kultur ein großes pädagogisches Mittel geraubt und ihre Aufgabe erschwert.“⁵⁷⁾

Das sind wertvolle Geständnisse, die den banalen Satz: der katholische Geist sei mit dem deutschen unvereinbar, zur Genüge widerlegen. Bekennt Harnack damit nicht, daß die Reformation dem deutschen Geiste wertvolle, uralte Erbstücke geraubt, in deren Besitz sich die katholische Kirche bis auf den heutigen Tag befindet, sagt er damit nicht, daß zahlreiche im Schoße des Katholizismus ruhende großzügige Ideen den deutschen Gedanken, den deutschen Geist, das deutsche Volksleben in höchst wohlthuender, wertvoller Weise zu bereichern vermöchten?

Und Harnack ist nicht der einzige, der die achtungsgebietende Macht der katholischen Kirche in vielen Stücken anerkennt. Auch der Berliner Germanist Prof. Dr. Konrad Burdach ist der Ansicht, daß man besonders der gebildeten Jugend einen Einblick in die katholische Gedankenwelt nicht vorenthalten sollte. In seinem Buche: „Deutsche Renaissance, Betrachtungen über unsere künftige Bildung“ sagt er:⁵⁸⁾ „Warum wird vom lateinischen Unterricht und vom Religionsunterricht in unseren Schulen die Lektüre und die Erklärung der katholischen Messe und ausgewählter anderer Stücke der Liturgie, einzelner Hymnen, warum die Vulgata (die lateinische Bibelübersetzung des Hieronymus) ausgeschlossen? Ein unermeßlicher Schatz schöpferischer Sprechkunst und Poesie geht unserer Jugend damit verloren. Ist es ein erträglicher Zustand, daß Deutschlands protestantische Jugend die Schule durchläuft, ohne eine Ahnung, mindestens ohne jede Anschauung von den Quellen, daraus die Millionen ihrer katholischen Kameraden und Mitbürger ihre religiöse Nahrung empfangen?“

Eine Bestätigung des Harnackschen Wortes von der Unzulänglichkeit des durch Luther beschnittenen Gottesdienstes in psychologisch-religiöser Hinsicht gibt auch folgende durch den „Zoller“ veröffentlichte Nachricht aus Beuron:

„Das große Ansehen, das die Erzabtei Beuron in weiten Kreisen der Öffentlichkeit genießt, äußerte sich dieser Tage auch in der Weise, daß sich einer der bekanntesten *deutschen protestantischen Theologen* hier einfand, um an den Veranstaltungen der Karwoche und des Osterfestes zwecks Studiums der heiligen Liturgie teilzunehmen. Es handelt sich um einen Universitätsprofessor von anerkanntem Rufe. — Der betreffende protestantische Gelehrte, der im Kloster gastfreundlichste Auf-

⁵⁷⁾ Vgl. „Köln. Volksztg.“, Nr. 840, Jahrg. 1917.

⁵⁸⁾ S. 9.

nahme fand, ist nämlich zu der Erkenntnis gekommen, daß der *evangelische Gottesdienst in dieser Zeit weltgeschichtlichen Erlebens versagt hat*, und daß für ihn etwas Neues geschaffen werden müsse, um die Seele des protestantischen Volkes erfassen und heben zu können. Auf Grund seiner Studien in Beuron, mit denen er es sehr ernst und gewissenhaft nahm, will der betreffende Universitätsprofessor das von ihm ins Auge gefaßte Problem lösen. Man wird seiner Arbeit mit großem Interesse entgegensehen.“⁵⁹⁾

Noch einer kleinen Schrift müssen wir in diesem Zusammenhange Erwähnung tun. Ist Harnack in der Kritik Luthers auf halbem Wege stehen geblieben, so hat Pfarrer Alexander Löwentraut von Eulo bei Forst in der Lausitz in seiner „Säkularschrift“⁶⁰⁾ die letzten Konsequenzen gezogen und den Protestanten klipp und klar gesagt, daß, um das hohe Gut der Glaubenseinheit zu verwirklichen, es keinen andern Weg als den des Anschlusses an die katholische Kirche gebe. Hier nur einige Hauptgedanken des Werkleins: Die evangelische Kirche hat sich von ihrer Mutter, die, wie geschichtlich erwiesen, nur die katholische Kirche sein kann, so weit entfernt, daß das Empfinden für eine Wiedervereinigung fast erstorben ist. „Das sonntägliche Bekenntnis zu einer heiligen allgemeinen Kirche gleicht vielfach einem tönenden Erz und einer klingenden Schelle — ohne die Liebe.“ Immerhin sind auf evangelischer Seite noch Ansätze vorhanden, die auf eine Einigung größten Stils hoffen lassen. „Die katholische Kirche ist die *gegebene Einheit*. *Eine Herde*: Jener großen Verheißung des großen Hirten und der Forderung des Apostolischen Glaubensbekenntnisses an *eine heilige katholische oder allgemeine Kirche* gemäß, hat die katholische Kirche von Anfang an die Einheit und Allgemeinheit der Kirche erstrebt und erreicht. Sie ist daher die *gegebene Einheit*.“ *Eine Herde* verlangt auch *einen Hirten*. Jede menschliche Gemeinschaft muß *einheitlich* regiert werden. Wäre noch keine solche Führung vorhanden, so müßte sie so bald als möglich erfunden werden. Der gemeinsame Oberhirt aber ist da, es ist der Papst zu Rom. „Das Papsttum schaut auf eine bald zweitausendjährige Nachfolge Petri in einer Dynastie zurück, welcher keine andere in der Welt an die Seite gestellt werden kann.“ Christi Wort vom Felsen, an dem sich alle Stürme brechen, hat sich an ihr glänzend bewahrheitet. — *Ein Glaube*. Die von dem Apostel (Eph. 4, 13) geforderte Einheit des Glaubens ist die Grundbedingung für die Einheit der Kirche. Sie ist die „Einheit des Geistes“ (Eph. 4, 3), auf der die äußere Einheit der Kirche beruht. Die Wahrheit ist überhaupt im letzten Grunde nur *eine*.

⁵⁹⁾ Vgl. „Köln. Volksztg.“, Nr. 293, 14. April 1918.

⁶⁰⁾ Eine heilige allgemeine Kirche. Leipzig, Krüger, 1917.

Daher kann auch der Glaube an jene Wahrheit im letzten Grunde nur eine sein: ein Glaube, der seinen Ausdruck im Apostolischen Glaubensbekenntnis gefunden hat (S. 24). — *Ein Kultus.* „Die katholische Kirche hat auch überall und jederzeit einerlei Kultus oder Gottesdienst. Im Vordergrund des Kultus steht die tägliche Feier des Sakramentes des Altars, oder die Messe nach dem Gebot des Herrn, das heilige Sakrament oft zu feiern, und nach dem Vorbild der Urgemeinde, welche täglich zusammenkam, das Brot zu brechen“ (51). — *Eine Kultur.* „Das Gedächtnisopfer Jesu Christi ist das Zentrum des katholischen Gottesdienstes. Das Selbstopfer des Christen Stern und Kern des katholischen Lebens in allen seinen Aeüßerungen und Beziehungen, kurz gesagt der Kultur. Kultus und Kultur hängen zusammen wie Ursache und Wirkung.... Alles, Handel und Wandel, Kunst und Wissenschaft, Erziehung und Bildung, Kirche, Schule und Haus, Natur und Kreatur werden von der einen, heiligen, katholischen Kirche auf Erden in den Dienst der Verherrlichung Gottes und der Nächstenliebe gestellt. So ist die katholische Kirche die Schöpferin und Trägerin der neuen christlichen Kultur geworden. In diesem Opfersinn haben die katholischen Orden nach Maßgabe der weltverleugnenden ‚evangelischen Räte‘ der Armut, Keuschheit und des Gehorsams christliche Kultur unter die heidnischen Völker gebracht, und als Träger und Pfleger der Caritas, der christlichen Nächstenliebe, gute Werke der Barmherzigkeit an den Armen, Elenden und Verlorenen geübt.... Die katholische Kirche hat das große Kulturproblem schon längst gelöst in der Einheit und Größe und kann allein nur das Ziel einer Wiedervereinigung werden. Die religiöse Spaltung ist die Ursache alles innern kirchlichen und politischen Zerfalls“ (S. 56 f.). Die Verwirklichung dieses hohen Gutes der Glaubenseinheit ist natürlich der Sehnsuchtstraum jedes wahren Katholiken. Bei der jetzt herrschenden Geistesverfassung des protestantischen Teiles der Christenheit aber, wo für viele nur noch die Abneigung gegen Rom das verknüpfende Band ist, wird dieser Traum, ohne ganz besondere höhere Fügung, kaum je in Erfüllung gehen. Darum muß der Katholik mit den staatsbürgerlichen Folgerungen der religiösen Gegensätze sich abfinden. Feindschaft zwischen den religiösen Bekenntnissen in deutschen Landen soll nicht bestehen, ebensowenig darf man eine Ueberbrückung oder schwächliche Verschleierung der religiösen Gegensätze im deutschen Volke wünschen. Ein jeder hat unter gebührender Achtung der Verschiedenheit religiöser Ueberzeugungen der von ihm erkannten Wahrheit zu folgen und bei steter Vertiefung des eigenen religiösen Lebens auf gesunder staatsbürgerlicher Grundlage mit den Volksgenossen unter dem Einsatze von Gut und Blut zusammenzuarbeiten an der großen Aufgabe des Vaterlandes.

Damit glauben wir das Schlagwort von der Unvereinbarkeit des katholischen Geistes mit dem deutschen genügend widerlegt zu haben. Eine Flut von Zeugnissen aus Vergangenheit und Gegenwart spricht vielmehr dafür, daß der katholisch-deutsche Geist ungleich tiefer in deutscher Erde wurzelt als der protestantisch-deutsche, daß ersterer das Grundgewebe, letzterer ein späterer Einschlag ist, der allerdings den gegenwärtigen Charakter deutschen Geistes wesentlich mitbestimmen half.

Wenn der spezifisch deutsche Geist sich hauptsächlich in diesem Weltkriege, zumal in seiner glänzenden Führung, offenbart, so vermag der Katholizismus gerade hinsichtlich des Prinzips der Führung desselben darin nichts von seinem Geiste Abweichendes, sondern eher recht viel mit ihm Uebereinstimmendes zu entdecken. Die katholischen Staats- und Gesellschaftsprinzipien sind dem gegenwärtigen neuen deutschen Staatsideal durchaus kongenial. Was sich nämlich in diesem Kriege glänzend bewährt und Deutschland bei dem furchtbaren Völkerzusammenprall bisher aus einer erdrückenden Uebermacht siegreich hervorgehen ließ, ist sein ganz einzigartiges *Organisationsprinzip*, das die ganze Welt in Staunen setzt, jener Gedanke „der Einordnung und Unterordnung, der lebendigen Eingliederung und Angliederung, der Zucht der Disziplin, der Anspannung an die Autorität, des sittlichen Gehorsams.“ Nun aber ist das auch der Einheits- und Grundgedanke der katholischen Religion, der katholischen Kirche. In ihrer geschlossenen hierarchischen Ueber- und Unterordnung, in der unbedingten Unterwürfigkeit der Gläubigen unter Papst und Bischöfe in Sachen des Glaubens und der Disziplin, liegt das Geheimnis ihrer Stärke und ihres bald zweitausendjährigen Bestandes. Weil die katholische Kirche, weil der neue deutsche Staat kein Chaos von Individualkräften, sondern lebendige Organismen sind, atmen sie den Geist unverwüstlicher Kraft und lebendiger Frische. Undeutsch erscheint vielmehr, von diesem Standpunkte aus betrachtet, der übertriebene Individualismus der protestantischen Kultur und der liberalen Staatsdoktrin, deutsch aber, deutsch bis ins Mark der Knochen das mit der modernen preußisch-deutschen Staats- und Gesellschaftsauffassung prinzipiell in vollem Einklang stehende *katholische* Staats- und Gesellschaftsideal. „Aus dieser Gleichgestimmtheit des neudeutschen und des katholischen Geistes“, sagt treffend ein Korrespondent der „Köln. Volksztg.“,⁶¹⁾ „dürfen die deutschen Katholiken mit Stolz den Schluß ziehen, daß die Zeit vorüber ist, in der sie bettelnd an den Pforten des Staates um Existenz und Gleichberechtigung anhielten und als Gegenleistung die Loyalität ihrer nationalen Gesinnung anboten. Denn die Katholiken sind im deutschen Sinn der Gegenwart die Mo-

⁶¹⁾ Deutscher Geist und Katholizismus. Nr. 566. 14. Juli 1916.

dernen! Preußischer Gehorsam und katholischer Gehorsam, beide vom freiheitlichen Geist des 19. Jahrhunderts umgeben, schaffen uns eine deutsche Ordnung und eine deutsche Freiheit, die für alle Welt vorbildlich sein werden. In dem weltgeschichtlichen Augenblick, da Deutschland sich als der Kulturträger dieser Idee gegen eine Welt von Feinden behauptet und dieser feindlichen Welt sogar wider ihren Willen seine Idee aufzwingt, mutet es fast kindlich an, den großen Verbündeten im Kampfe der Ideen durch Hinweise auf Gegensätze und Reibereien der Vergangenheit abzustößen oder zu verärgern. In Zukunft bedeutet in diesem sozialen und politischen Sinne deutscher Geist und katholischer Geist nicht *mehr Gegensatz, sondern Ergänzung* und Zusammenklang.“

c) Der echte und unechte deutsche Idealismus.

Fast ebenso sehr wie aus der Grundidee der Reformation wird aus dem deutschen Idealismus Kapital geschlagen gegen das positive Christentum. Weite Kreise behaupten, daß die im deutschen Denkerhirn geborene idealistische Philosophie des 18. Jahrhunderts die vornehmste und tiefste Quelle der gegenwärtigen deutschen Hieb- und Triebkraft sei. In einer Studie der „Preußischen Jahrbücher“, betitelt: „Der Weltgeist und der deutsche Geist“,⁶²⁾ forscht Dr. Bätke nach den Wesenselementen dieses Geistes und stellt, anknüpfend an die Freiheitskriege von 1813, die Behauptung auf: „Was damals siegte, war der deutsche Humanismus und sein Zwillingbruder, der *Idealismus der Kant-Fichteschen Philosophie*, war die in ihnen aufgespeicherte geistig-sittliche Kraft unseres Volkes. Sie haben damals ihre nationale Feuerprobe auf eine Weise bestanden, die wir nicht vergessen sollten.“ Daran knüpft Bätke die Mahnung, auch im heutigen Weltkrieg die geschichtliche Macht geistig-sittlicher Werte gegenüber den politischen Machtfaktoren nicht gering zu schätzen, „führen wir doch diesen Krieg nur siegreich, *weil und soweit der Geist Schillers und Fichtes* noch in uns und unsern Organisationen lebt. *Wir kämpfen auch heute im Bunde mit der Idealitätsphilosophie.* Sie ist der Grund, auf den das deutsche Nationalgefühl wie auf einen rocher de bronze gebaut ist.“⁶³⁾ Bätkes Auffassung bezüglich des Humanismus in seiner Bedeutung für das deutsche Volk kann ohne weiteres anerkannt werden. Der Einfluß des Idealismus aber wird von ihm ganz bedeutend überschätzt. Wir möchten seine These dahin korrigieren, daß wir sagen: Wenn *eine* Form des Idealismus in diesem Weltkriege ihre Ueberlegenheit und sieghafte Kraft bewiesen hat und noch beweist, so ist das nicht der Kant-Fichtesche, sondern der *christliche Idealismus*.

⁶²⁾ Band 159. Januar 1915, Heft 1.

⁶³⁾ S. 7 und 8.

Bevor wir den Nachweis hierfür im folgenden erbringen, sei zuerst auf den Zusammenhang hingewiesen, der zwischen der Reformation und dem deutschen Idealismus besteht. Durch den Grundsatz freier Schriftforschung und freier Schriftauslegung hat Luther eine Bresche in das durch Tradition und kirchliches Lehramt gegen menschliche Gedankenverirrung errichtete Bollwerk geschlagen, eine Bresche, die für das gesamte Geistesleben Deutschlands ungleich verhängnisvoller geworden ist, als es der Durchbruch der Siegfriedstellung Hindenburgs an irgendeinem Punkte der deutschen Front werden könnte. Die einmal in die Bresche eingedrungenen Stürmer haben in echtem, hier leider übel angebrachtem furor teutonicus immer neue Teile der religiösen Sicherungsmauern eingerissen, Wahrheit um Wahrheit abgetragen, jede vom Subjekte unabhängige, objektiv verbindliche, über dem Menschen thronende göttliche Wahrheit in ihrer Erkennbarkeit und menschlichen Verpflichtung geleugnet, bis schließlich die selbstgesetzgeberische, schöpferische Kraft des Geistes, der Autonomismus in Reinkultur dastand.

Von Luther zu Kant führt eine direkte Linie. „Die Autonomie der Vernunft“, sagt Paulsen,⁶⁴⁾ „können wir nicht aufgeben,“ und gleich folgt die Begründung: „Es ist mir nicht zweifelhaft, daß hiermit in voller Klarheit zu Ende gedacht ist, was im ursprünglichen Protestantismus in seinen Grundtendenzen angelegt war.“ „Der Protestantismus“, bemerkt noch eingehender O. Cohausz,⁶⁵⁾ „begann zur Zeit Kants seine letzten Konsequenzen zu ziehen.... Luther proklamierte die Selbstherrlichkeit des Geistes, und Kant antwortete mit der Autonomie; Luther bekannte sich zu den Nominalisten und Kant antwortete mit seinen Kategorien; Luther verwarf den Intellektualismus und Kant die ganze Metaphysik; Luther erhob die eigene Einsicht zur Richterin in der Schriftbetrachtung und Kant zog in der praktischen Vernunft die letzten Konsequenzen; Kant ist, kurz gesagt, der Wortführer des modernen Rationalismus mit seiner Unabhängigkeit, seiner Dogmenscheu, seiner autonomen Ethik, seinem Agnostizismus und seinem Eifer gegen jede Kirchlichkeit.“

Ueber die engen Beziehungen zwischen der Reformation und dem deutschen Idealismus spricht auch Wilhelm Wundt in einem seiner neuesten Werke: „Die Nationen und ihre Philosophie, ein Kapitel zum Weltkrieg.“⁶⁶⁾ Er weist darauf hin, daß die Reformatoren, wenn auch in erster Linie Lehrer der Theologie und in der Schule des damals herrschenden Nominalismus herangebildet, doch sich eifrig um die Pflege der Philosophie auf den protestantischen Hochschulen bemühten, besonders

⁶⁴⁾ Kant, der Philosoph des Protestantismus, in: *Philosophia militans*, 2. Aufl. (1901), S. 51.

⁶⁵⁾ Das moderne Denken. Köln, Bachem, 1911, S. 42.

⁶⁶⁾ Kröner, Leipzig, 1915.

Melanchthon. Da die heute getrennten Lehrfächer Theologie und Philosophie noch zusammenfielen, würde man damals noch kaum einen Lehrer der Philosophie gefunden haben, der sich nicht zugleich mit theologischen und ebenso keinen Lehrer der Theologie, der sich nicht mit philosophischen Studien beschäftigt hätte. Deshalb seien auch Kant und Fichte, Schelling und Hegel zu Beginn ihrer Laufbahn eifrige Pfleger des Theologiestudiums gewesen. Das mache es begreiflich, daß in der deutschen Philosophie von frühe an die religiösen und die mit ihnen eng verbundenen metaphysischen Probleme im Vordergrund gestanden, und daß von da an ein universalistischer Zug der deutschen Philosophie eigen geblieben sei.⁶⁷⁾ Bei der Charakteristik der einzelnen Vertreter des Idealismus kommt Wundt auch eingehend auf Kant zu sprechen, dessen Hauptverdienst nicht bloß darin liege, daß er die Moral aus dem Zusammenhang mit der Religion gelöst, sondern daß er das Verhältnis beider geradezu umgekehrt habe, indem bei ihm das Sittengesetz nicht mehr dem Menschen als durch die Religion vermittelt, sondern die Religion selbst als auf dem Sittengesetz fußend aufgefaßt werde. Weil aber das Sittengesetz als höchste Ursache der vom Gewissen anerkannten sittlichen Weltordnung einen Weltordner fordere, habe Kant, nach Verwerfung aller andern metaphysischen Beweise, an dem moralischen Beweis für das Dasein Gottes festgehalten. Dieser in Kants Ethik hinüberreichende „Rest des alten theologischen Dogmatismus“ sei sodann einerseits von *Fichte* beseitigt worden, der die völlige Einheit von Moral und Religion proklamierte, anderseits von Schleiermacher, indem er Sittlichkeit und Religion völlig von einander trennte und letztere als ein rein inneres Gut in die Region des Gefühles verlegte.⁶⁸⁾ „Es wird ein bleibender Ruhm der deutschen Theologie sein,“ bemerkt Wundt, an Schleiermacher anschließend, „daß einer der ihren die von Kant geforderte Autonomie der Moral durch diese völlige Lösung von religiösen Motiven... durchgeführt hat.“⁶⁹⁾ „Die Bedeutung des neuern deutschen Idealismus liegt so in erster Linie darin, daß er, nachdem ebenso die Begründung der Moral auf die Religion wie die andere der Religion auf die Moral durch die Verselbständigung beider hinfällig geworden ist, die in der Gemeinschaft wirksamen *Willenskräfte* als die schöpferischen Mächte des sittlichen Lebens erkannt hat, wobei die Willensantriebe einen imperativen Charakter überall dadurch empfangen, daß sie von einem dem Einzelwillen übergeordneten Allgemeinwillen ausgehen, während ihre bindende Kraft von der Höhe der Werte abhängt, auf die der gebietende Allgemeinwille gerichtet ist.“⁷⁰⁾

Als Vertreter des deutschen Idealismus führt Wundt dann auch den Gründer des Monistenbundes Ernst Häckel an, feiert Arthur Schopen-

⁶⁷⁾ S. 64.

⁶⁸⁾ Vgl. S. 79.

⁶⁹⁾ S. 80.

⁷⁰⁾ S. 85.

hauer als den Mann, der das Leben „als eine Aufgabe, ein Pensum zum Abarbeiten“ betrachtet und Kants Strenge noch gesteigert habe, indem er das Leben selbst seinem Hauptinhalte nach als ein Leiden auffaßte, das man standhaft ertragen müsse, und kommt schließlich bei Friedrich Nietzsche an, der durch Aufnahme und Weiterführung des Schopenhauerschen Gedankens aus dem Schüler zu einem Gegner des Lehrers geworden, zu einem Gegner, der freilich auch da, wo er den Meister bekämpfe, nur die letzten Konsequenzen aus dessen Lehre ziehe.⁷¹⁾ Hinter dem Uebermenschen Nietzsche stehe das Pflichtgebot: „Du sollst dich selbst hingeben für die Aufgabe, die dir in der Welt gestellt ist.“ Dieser Gedanke habe ohne Zweifel in Nietzsches Seele gelebt, nur hätte er ihn nicht klar zum Ausdruck bringen können (!), weil sein Geist durch den Gegensatz gegen die „Sklavenmoral“, den er allzu lebendig empfunden, ganz von dem Bilde der machtvollen Persönlichkeit gefesselt gewesen sei. Zweifellos sei es dieser nicht zu entbehrende Unterton, der in der Seele vieler nachgeklungen, die von Nietzsche angezogen wurden, und er schließt: „Die Gegenwart hat gezeigt, daß diese Auffassung Nietzsches und seiner Wirkung die richtige ist. Nietzsche hat, vielleicht ohne es selbst zu wissen, jedenfalls ohne es auszusprechen, den deutschen Idealismus seiner Wiedergeburt entgegengeführt. Seiner Wiedergeburt.... in dem, was den Kernpunkt aller Philosophie ausmacht: in den Problemen der sittlichen Lebensanschauung. Hier wirkt nicht nur der Kantische Imperativ der Pflicht, sondern nicht minder die vertiefte Auffassung, die der ihm folgende deutsche Idealismus diesem Imperativ gegeben, unter uns nach, wenn auch die Wege der Begründung und Ausführung zum Teil andere sein müssen. Doch nicht darauf kommt es an, auch nicht darauf, daß sich jedermann dieses Zusammenhanges bewußt ist. Hier trifft vielleicht das Gegenteil zu. Aber dessen sind wir in dieser schweren Zeit gewiß worden, daß in der Seele des deutschen Volkes praktisch dieser Idealismus, nicht die Erhebung der Einzelpersönlichkeit, sondern ihrer Hingabe an das Ganze, an die ‚Gattung‘, wie Fichte sich ausdrückte, lebendiger ist als jemals zuvor. In der Tat, in dieser Gesinnung sind die Verehrer Nietzsches und Schopenhauers so gut wie die Schüler Kants samt den Positivisten und Monisten ins Feld gezogen. Der deutsche Idealismus ist wiedererstanden, auch bei solchen, denen er in einer langen Friedenszeit verloren gegangen war. Er regt sich als Idealismus der Tat in der Seele des gemeinen Mannes, der nichts von Philosophie weiß, wie in der des Gebildeten, der sich vielleicht in allen Systemen umgesehen und von keinem befriedigt gefunden hat. Die Tat ist hier mehr wert als die Philosophie.“⁷²⁾

⁷¹⁾ Vgl. S. 104.

⁷²⁾ S. 114 f.

Man sieht, auch hier, wie oben bei Bätke, ist der Schlußrefrain: Aus dem deutschen Idealismus floß die innere Triebkraft für die an den Tag gelegte äußere Hiebkraft, der deutsche Idealismus nach Anschauung und Auffassung der oben genannten Vertreter hat Deutschland gerettet und muß daher als das Palladium deutschen Wesens auch in die Zukunft hinübergetragen werden. Wundt stößt etwas zu laut ins Horn und vereinigt unter dem Begriff des Idealismus die heterogensten Elemente.

Vor allem gilt es, sich allen Ernstes dagegen zu verwahren, als ob der Idealismus die allgemein vorherrschende philosophisch-religiöse Auffassung in Deutschland, gleichsam Gemeingut des deutschen Volkes sei. Es mag eine breite Strömung dieser Art geben, allein ungleich zahlreicher sind, nach der Versicherung unzweifelhafter Kenner, die Anhänger des positiven Christentums. Insbesondere hat die katholische Ethik an den Traditionen des Christentums festgehalten, und stellt eine Macht im Leben des deutschen Volkes dar, die einen ungleich größeren Einfluß, eine tiefere Geist und Gemüt erfassende Kraft auf die Feld- und Heimarmee ausgeübt hat und noch ausübt, als der deutsche Idealismus.

Damit soll nun nicht gesagt sein, daß die von Kant und Fichte angebahnte Geistesströmung für das deutsche Gemüt gegenstandslos gewesen und in ihr besonders für jene Kreise, die im Idealismus einen Ersatz für das Christentum suchen, nicht ein starker Ansporn und Trieb zur Vollbringung bedeutender Taten liegt. Manch kräftiger Keim, manch seelenaufpeitschendes Moment ist vorhanden. Die akatholische deutsche Philosophie und zumal der Idealismus steht, wie Dr. Sawicki⁷³⁾ gegenüber den maßlosen Anklagen der französischen Katholiken betont, in Rücksicht auf die Ethik lange nicht in so starkem Gegensatze zum Christentum wie in den Weltanschauungsfragen. „Mit wenigen Ausnahmen“, sagt er, „beugen sich alle namhaften deutschen Philosophen unter die Herrschaft der sittlichen Idee. Kant, Hegel, das sei schon hier hervorgehoben, gehören nicht zu den Ausnahmen. Nur ein grobes Mißverständnis hat sie neben Nietzsche stellen können. Auch in der nähern Bestimmung des sittlichen Lebensideals besteht weitgehende Uebereinstimmung. Die Meinungsverschiedenheit bezieht sich im wesentlichen auf die letzten Ziele und Motive des sittlichen Handelns. Am erfreulichsten tritt die Einmütigkeit in dem Urteil über soziale Pflichten hervor, und was dabei als Allgemeinnorm festgehalten wird, ist nichts anderes als das alte christliche Grundgesetz der Gerechtigkeit und Liebe. Darum macht Nietzsche der deutschen Philosophie den Vorwurf, daß sie zwar

⁷³⁾ „Die deutsche Philosophie und der Weltkrieg“, in: „Deutsche Kultur, Katholizismus und Weltkrieg“, S. 120.

das christliche Dogma leugne, aber an der christlichen Moral nicht zu rühren wage. Und darum sah er selbst, wie seine Zeit, ein unerhörtes Wagnis darin, daß er auch auf sittlichem Gebiet eine radikale Umwertung aller Werte anstrebe.“ Daraus ergibt sich die volle Unstatthaftigkeit, mit Wundt Nietzsche auf eine Stufe mit den deutschen Idealisten zu stellen und durch ihn den deutschen Idealismus seine Wiedergeburt feiern zu lassen. Wundts Argumentation ist allerdings merkwürdig genug. Erstens lebte der Gedanke des Pflichtgebotes in Nietzsches Seele, aber er konnte ihn, beherrscht von der Idee des Uebersmenschen, nicht klar zum Ausdruck bringen. Zweitens soll dieser unausgesprochene, aber „nicht zu entbehrende Unterton“ in den Seelen vieler seiner Verehrer nachgeklungen und anregend auf sie gewirkt haben. Endlich wird dieser so wenig prononcierten Idee die Kraft zugesprochen, Kants Imperativ der Pflicht vertieft und eine Regeneration in den Problemen der sittlichen Lebensanschauung herbeigeführt zu haben. Wer sich dieses Zusammenhanges nicht bewußt, ja vom Gegenteil desselben überzeugt sei, werde trotzdem von ihm hingerissen. Wie dieser von Wundt aus Nietzsches Philosophie herausgehörte und heraufgeholte Unterton auf den deutschen Idealismus eine verstärkende Resonanz und nicht vielmehr durch die Idee vom Uebersmenschen die schrillste Dissonanz hervorgerufen hat, vermögen wir mit dem besten Willen nicht einzusehen. Ebensowenig wie aus zustimmenden wie ablehnenden, den Geist befriedigenden oder ihn anekelnden Gedanken deutscher Männer die gleiche Kraft fließen soll. Wir lassen daher Nietzsche als den undeutschesten und unidealsten aller Philosophen beiseite und beschränken uns auf eine kurze Widerlegung jener zwei Männer, die mit der Formel vom „kategorischen Imperativ“ und den „Reden an die deutsche Nation“ am nachhaltigsten die deutschen Gemüter beeinflußt haben: auf *Kant* und *Fichte*.

Kant kommt unleugbar das Verdienst zu, den Begriff der Pflicht mehr als es bisher der Fall gewesen, in den Vordergrund der ethischen Erörterung gerückt zu haben. Die Betonung des unbeugsamen Charakters der sittlichen Gebote, die da befehlen, aus reiner Achtung vor dem Vernunftgesetze und nicht aus Nützlichkeitsrücksichten zu handeln, haben sicher das Pflichtgefühl bei Hoch und Nieder, Gebildeten und Ungebildeten in weiten Kreisen gesteigert und die Verwerflichkeit des Utilitarismus als Maßstab der Sittlichkeit gebrandmarkt. Bekannt ist sein schwungvoller Hymnus auf die Pflicht. Kant steht hier unzweifelhaft im Banne Rousseaus. Die poetische Apostrophe an die „Pflicht“, mit der er in der „Kritik der praktischen Vernunft“⁷⁴⁾ seine nüchterne Darlegung plötzlich unterbricht und die Pflicht als das Göttlichste im Men-

⁷⁴⁾ S. 200.

schen darstellt, sowie die Erinnerung daran, daß die Fähigkeit, den gestirnten Himmel über unserem Haupte und das moralische Gesetz in unserem Innern zu betrachten, den Menschen eigentlich himmelweit über alle andern Wesen emporhebe.... deckt sich sachlich und oft fast wörtlich mit jenen Stellen in Rousseaus „Emile“, wo der Franzose ein begeistertes Loblied auf das Gewissen anstimmt und den Menschen als den König der Erde preist, auf der er, ausgestattet mit dem Vermögen das Universum zu betrachten und der Fähigkeit zu lieben und das Gute zu tun, wohnen darf.⁷⁵⁾ Ueberhaupt ist der Begriff der moralischen Autonomie im Menschen beiden gemeinsam, und Kants „kategorischer Imperativ“ deckt sich vielfach mit Rousseaus „principe immédiat de la conscience“. In der endgültigen Fassung und Gestaltung des Pflichtbegriffes geht dann allerdings Kant über den Franzosen hinaus. Mag man sich heute auch in weiten Kreisen daran gewöhnt haben, den Königsbergerphilosophen als Repräsentanten deutscher Weltanschauung hinzustellen, der deutsche Idealismus reicht weiter, hat einen größern Umfang und einen tiefern Sinn als die Kantsche Philosophie. Durch die Prägung der Formel vom kategorischen Imperativ hat Kant eine gewisse Berühmtheit erlangt und ist in weiten Kreisen populär geworden, aber sein geflügeltes Wort hätte kaum jene überraschende Wirkung auf die deutsche Volksseele gehabt, wenn diese nicht bereits für die Auffassung des wahren und fruchtbaren Gedankens, der im kategorischen Imperativ liegt, vorbereitet und erzogen gewesen wäre. Lange vor Kant hatte das Christentum den Pflichtbegriff in ungleich klarerer und bestimmter Weise geprägt, die Gebote eingeschärft und Gebot und Pflicht zu Fundamentalsätzen seines Moralsystems gemacht. Daß dem wirklich so ist, ergibt sich aus der Tatsache, daß jene Kreise, welche die Kantsche Philosophie ablehnen, nicht weniger Idealismus und Opfergeist an den Tag legen als ihre Stammesgenossen Kantscher Richtung und daß überhaupt das gewöhnliche Volk, der gemeine Krieger sich gar nichts um die problematische Begründung des Kantschen Pflichtbegriffes kümmert.

Doch die Kantsche Auffassung erweckt noch tiefere und schwerere Bedenken, wenn man sie in ihrer Grundidee und in ihren letzten Konsequenzen betrachtet. Das viel gepriesene Prinzip der Autonomie der Vernunft leugnet im Grunde jede über dem Menschen stehende rechtmäßige *Autorität*, läßt keine *Religion* bestehen und läuft auf eine törichte Vergötterung des Menschen hinaus. Es ist schwer einzusehen, was für krafterzeugende Mächte in der Kantschen Lehre vom Nichterkennen Gottes, von der Unmöglichkeit des Beweises der Unsterblichkeit, von Autonomie und unabhängiger Moral überhaupt liegen sollen. Oder kann

⁷⁵⁾ Emile, Livre IV (Profession de foi du vicaire savoyard).

man wirklich von Idealismus im Sinne einer gestaltenden Kraft reden, wenn nach den Anschauungen Kants der Mensch sich vermöge seiner Organisation, seinem Erkennen und Handeln Ideen als Regulativ vorschreiben muß, von denen es ihm nimmer möglich ist einzusehen, ob denselben auch Wirklichkeit und objektive Gültigkeit zukomme. Ideen, die nur als subjektive anerkannt werden und deren Gültigkeit erst gezeigt werden muß, vermögen keine nachhaltige Gesinnung zu erzeugen. Kant behauptet, es sei nicht sittlich gut, aus Liebe zur eigenen Glückseligkeit zu handeln. Damit mutet er dem Menschen zu, auf die Befriedigung eines seiner Grundtriebe, des Glückseligkeitstriebes, zu verzichten, dessen Macht er sonst beim Menschen durchaus nicht verkennt. Wenn ja auch die eigene Glückseligkeit nicht zum einzigen und ausschließlichen Bestimmungsgrund des Willens gemacht werden darf, so braucht der Handelnde doch nicht jedem eigenen Interesse zu entsagen, sondern darf sich von demselben bestimmen lassen, insoweit es mit dem letzten und höchsten Ziele des Menschen vereinbar ist. Die Ueberspannung des Pflichtbegriffes verleitet Kant zur Vergewaltigung der Natur. Nach Kant ist ferner der Mensch Selbstzweck, daher auch sein eigener Gesetzgeber; seinen Willen ändern als Gesetz vorschreiben kann aber nur, wer Untergebene hat. Ist der eigene Wille mein Gesetzgeber, so hat das Gesetz nur solange Kraft, als es mir gefällt, und die Aufstellung desselben wird illusorisch, da ich auch ohne Gesetz etwas tun oder unterlassen werde. Letzte Quelle der Pflicht kann daher unmöglich die Vernunft sein, sondern nur eine *außer* dem Menschen existierende höchste Autorität: Gott. — Wenn dann Kant sagt, es sei nicht sittlich gut, etwas zu tun, weil es uns von der rechtmäßigen Autorität befohlen wurde, so widerspricht das direkt der heute allgemein durch die Praxis anerkannten Auffassung, wornach aus Pflicht handeln soviel heißt, als etwas tun, das von der rechtmäßigen Autorität befohlen wurde. Die Soldaten im heutigen Weltkriege handeln aus Pflicht, weil sie die Befehle ihrer Vorgesetzten vollführen. Wer mit Kant behauptet, ein solches Verhalten sei nicht sittlich, muß der Untergrabung, ja Gefährdung der Autorität bezichtigt werden. So ist, in seinen letzten Konsequenzen betrachtet, der kategorische Imperativ nichts weniger als ein den Geist der militärischen Subordination förderndes Prinzip. Allein diese Konsequenzen wurden meist nicht gezogen; man blieb mehr bei der äußern Form stehen und drang nicht bis zum Kern des Gedankens vor. Gewisse ihm inhärierende kraftvolle Triebe und Impulse, die mit den verweichlichten Tendenzen der damaligen Zeit scharf kontrastierten und die sittliche Persönlichkeit energisch aus ihrer Lethargie aufrüttelten, ließen die Schwäche des Hauptgedankens übersehen.

Das gleiche gilt von der Philosophie *Fichtes*. Er hat das Kantsche

Prinzip des Autonomismus auf die Spitze getrieben, indem er alles, was nicht der Selbständigkeit des Subjektes entstammt, leugnet und das gesamte All aus der unendlichen Schöpfertätigkeit des denkenden Ich ableitet. Jede Wissenschaft, ja die ganze Welt erscheint hier in aller Form in das Ich zurückgezogen, um von ihr wiedergeboren zu werden. Schöpfer und Herr dieser Welt ist einzig und allein der Mensch und seine ganze Aufgabe muß dahin gehen, sich durch die Macht seines Willens dieselbe zu unterwerfen. Der Wille tritt bei Fichte als der dem Wissen übergeordnete Faktor auf und hat ihm das Epitheton des „Gewaltig-Wollenden“ eingetragen. Kraftbetätigung nach allen Seiten, das ist sein Kulturideal, Kraftbetätigung, bei der es sich nicht sowohl darum handelt, das Rechte zu wollen, als vielmehr es recht zu wollen, d. h. mit voller Kraft zu wollen. „Wolle sein,“ gebietet Fichte, „was du sein sollst, was du sein kannst und du eben darum sein willst, das ist das Grundgesetz der höchsten Moralität sowohl als des seligen Lebens.“⁷⁶⁾ Kants Rationalismus suchte in Fichtes Voluntarismus seine Ergänzung. In den „Reden an die deutsche Nation“ hat dann später Fichte in fortschreitender Einschränkung seines transzendenten Idealismus erklärt, es gebe nur eine Pflicht, nämlich sich selbst zu vergessen; die weltliche Selbstsucht der Zeitgenossen, die Grundursache alles Verderbens, könne nur durch die Betätigung des sittlichen Willens überwunden und so das Vaterland gerettet werden.

Es liegt auf der Hand, daß eine so wuchtige Betonung des Willensmomentes, ein so flammender Appell an die Pflicht, getragen von glühender Vaterlandsliebe, eine starke Wirkung auf die Zeitgenossen ausüben mußte, in tausenden deutscher Jünglings- und Männerherzen die Opferfreude weckte und zu den glänzenden Erfolgen von 1813 nicht unwesentlich beitrug. Aber anderseits heißt es denn doch viel zu weit gehen, mit Bätke diese Philosophie als Grundquell und Lebensborn alles patriotischen Empfindens der Deutschen in Vergangenheit und Gegenwart hinstellen. Fichtes Reden betrachtet Bätke als die „Bibel des deutschen Volkes“, weil sie dessen geschichtlichen Beruf an das Ewige anknüpft und ihn auf die sittliche Bestimmung des Menschen gegründet hätten. Aber hat nicht lange vor Fichte das Christentum den geschichtlichen Beruf eines jeden Volkes an das Ewige geknüpft und stets in der sittlichen Bestimmung der Menschheit die Grundlage wahren Völkerglücks gesehen? Was versteht überhaupt Fichte unter dem Ewigen, unter dem Sittlichen? Sind nicht beide Begriffe, gemäß seiner Lehre vom absoluten Ich, reine, subjektive Gedankengebilde, denen weder im

⁷⁶⁾ Vgl. O. Willmann, „Geschichte des Idealismus“, III. 2. Aufl. (Fichte, S. 550—576.) S. 564.

Diesseits noch im Jenseits etwas Reales entspricht? Kann man sich wirklich für Ideen und Vorstellungen von solcher Tragweite, bei denen dem Menschen jede Garantie für ihre Wirklichkeit und objektive Gültigkeit fehlt, das sittliche Bewußtsein mithin zur Durchführung seiner selbstgesetzten Zwecke ausschließlich sich selbst genügen muß, bis zur Hingabe von Gut und Blut begeistern? Kein Wunder, daß der Fichtesche Hochmut und Trotz zuweilen in Kleinmut und Verzagtheit umschlägt und er selbst ernste Bedenken hegt bezüglich der Anwendbarkeit seiner Lehre auf das Leben. So bemerkt er spöttisch über sein System: „Die Anmut der idealistischen Denkart im Leben ist von der Beschaffenheit, daß sie nur dargestellt werden darf, um vernichtet zu werden,“⁷⁷⁾ und an einer andern Stelle: „Der Idealismus kann nie Denkart sein, sondern er ist nur Spekulation. Wenn es zum Handeln kommt, drängt sich der Realismus uns allen auf und selbst dem entschiedensten Idealisten.“⁷⁸⁾ In einem Briefe an K. L. Reinold schreibt er: „Der Idealismus ist das wahre Gegenteil des Lebens.“ Daß es aber durchaus unzulässig sei, Erkennen und Leben zu trennen, gibt er selbst zu, und richtet damit sein eigenes System: „Der höchste Trieb geht auf absolute Uebereinstimmung mit sich selbst, des theoretischen und praktischen Vermögens; des Kopfes und des Herzens; anerkenne ich praktisch nicht, was ich theoretisch anerkennen muß, so versetze ich mich in klaren Widerspruch mit mir selbst.“⁷⁹⁾ Wer nicht zum vorneherein auf Fichtes Anschauungen eingeschworen ist, wird sich nach all dem bedanken, ein System, das die Welt auf den Kopf stellt, allen naturwissenschaftlichen Tatsachen hohn spricht und die sittliche Welt aus den Angeln hebt, mit Bätke „als den Mutterschoß“ zu betrachten, in dem der nationale Gedanke des Deutschen zur Reife gediehen, als die „Quelle“, aus der das deutsche Nationalgefühl „in ursprünglicher Reinheit hervorsprudle und von wo aus es begriffen werden wolle“. In dieser Lehre vom sittlichen wie intellektuellen Absolutismus des Ich, die auch mit den drei Postulaten der Freiheit, der Unsterblichkeit und Gottes aufräumt, an denen Kant als Warner und Erzieher des menschlichen Willens noch festgehalten hatte, ist in Wirklichkeit jedes tiefer begründete sittliche wie religiöse Moment ausgeschaltet. Darüber läßt uns Fichte keinen Augenblick im unklaren, indem er jede Zwiespältigkeit überwindend sich zum vollen Unglauben bekennt mit den Worten: „Es gibt kein drittes, man muß sich entweder in den Schoß der alleinseligmachenden römischen Kirche werfen, oder man muß entschlossener Freigeist werden.“⁸⁰⁾

77) Ebds. S. 558.

78) Ebds.

79) Ebds. S. 558 f.

80) A. a. O. S. 561.

Kant und Fichte, sowie alle jene, die in ihren Fußstapfen wandeln, sind nach dem Gesagten als Vertreter eines unechten Idealismus anzusehen. Ihre Philosophie ist nicht imstande, den eigentlichen Kitt für soziale Verbände, wie Staat und Vaterland sind, abzugeben. Das wahrhaft Ideale darf nicht ein Erzeugnis des endlichen Menschengestes sein, wornach die gesamte Welt als Vorstellung des Subjektes erscheint, noch auch die Sittlichkeit als eine bloße Bestimmtheit des Subjektes, „ohne Rücksicht auf Erfüllung des Guten als einem objektiven, schlechthin gültigen Inhalt des Erkennens und Strebens“. Der echte Idealismus muß vielmehr die Welt als wirklich, als real auffassen, geschaffen nach den Ideen Gottes; er ist eine über die materiellen Interessen hinausgehende Gesinnung, in der das Handeln und Wollen des Menschen bestimmt wird durch feste, sittliche, über das Irdische hinausgehende Normen. „Nur ein Idealismus,“ sagt Willmann,⁸¹⁾ „welchem die objektive Gültigkeit der Ideen und der aus ihnen entspringenden *idealen Güterwelt* feststeht, und der damit Ernst macht, die sozialen Verbände als *sittliche* Organismen zu begreifen, das Sittliche aber als schlechthin verbindend und durch den Gegensatz von gut und böse gekennzeichnet auffaßt, vereinigt Licht und Wärme, schließt zugleich sozial-wissenschaftliche Erkenntnisprinzipien und sozial-plastische Kräfte in sich.“

Der echte Idealismus unterscheidet sich auch dadurch von dem unechten der neuen deutschen Philosophie, daß er in seiner Gedankenarbeit durch die drei Faktoren: Sinnenwelt, Menschengest und Gott bestimmt wird, und der Menschengest durch die Sinnenwelt zum ewigen Urbild in Gott aufzusteigen sucht, während der unechte unter Ausschaltung jeder Ueberwelt und Umwelt den Menschengest zum alleinigen Maß aller Dinge macht. Diese letztere Anschauung ist nicht neu. Schon die griechischen Sophisten, besonders Protagoras, lehrten, daß der Mensch, und zwar der einzelne Mensch das Maß der Dinge sei. Seine allgemein menschliche, letzte und tiefste Erklärung findet dieser anthropozentrische Idealismus in den Worten der Schlange im Paradiese: Eritis sicut dii, ihr werdet sein wie die Götter; die nähere spezifisch deutsche aber in einem Wesenszug der Germanenseele, den wir bereits im III. Kapitel unserer Studie als Idealismus gekennzeichnet und auf dessen gute und schlimme Seiten wir schon damals aufmerksam gemacht haben. Hier müssen wir noch etwas näher auf ihn eingehen.

Der Berliner Philosoph Max Scheler spricht von einer Urmitgift germanischen Wesens, in der gleichzeitig die höchsten und edelsten Tugenden, wie die tiefsten, unausgleichbarsten Fehler dieses Wesens keimhaft beschlossen lägen. „Diese Urmitgift,“ sagt er, „zugleich dasjenige Element des deutschen Geistes, das seit den Ger-

⁸¹⁾ Aus Hörsaal und Schulstube. Freiburg. S. 280.

manen des Tacitus bis zum heutigen Tage das weitaus konstanteste Element, ja vielleicht das *einzig* Konstante in der vielgewandten Ereignis- wie Geistesgeschichte unseres Volkes gewesen ist, ist der aufgeschlossene Sinn für die Idee des *Unendlichen* und Lust und Glück im Sichverlieren in dieser Idee. Ob wir auf Philosophie und Wissenschaft, ob auf die Kunst, ob auf die Lebenspraxis germanischen Ursprungs blicken, überall tritt uns dieser wunderbare Zug des deutschen Geistes entgegen, alles Endliche, Gestaltete, Geformte ebensowohl im Sein als im Wollen, Handeln, Bilden als eine bloße Einschränkung einer zuvor gegebenen oder doch intendierten unendlichen Bewegung zu erleben, als Not und fast unfreiwillig übernommenen Tribut an die menschliche Enge. Dieser Sinn steht im äußern Gegensatz zu dem ebensowohl griechischen als lateinischen Sinn für Maß, Form, Gestalt, Grenze, Geschlossenheit der Formen. Dilthey sagt vortrefflich schon angesichts der Germanen des Tacitus: „Ihr Handeln ist nicht durch eine rationale Zwecksetzung bestimmt und begrenzt; ein Uebermaß von Energie, das über den Zweck hinausgeht, ist in ihrem Tun.“ Und das ist nun das Merkwürdige: dieser Grundzug findet sich in allen klassisch gewordenen Formulierungen des germanischen Ethos; er findet sich in der Grundkategorie wieder, die in ihren tausenderlei Ausgestaltungen immer formal dieselbe bleibt: In der Kategorie des „unendlichen Strebens“. Dann weist Scheler im weitem Verlauf seiner Darstellung nach, wie dieses Streben bei den verschiedenen Vertretern deutschen Geisteslebens in die Erscheinung getreten und eine stets neue individuelle Schattierung erfahren. Schon für den ersten Theoretiker des „Unendlichen“, Leibniz, ist eine unendliche Bewegung der individuellen Vervollkommenung, nicht also ein idealer, zu erreichender Zustand der Vollkommenheit das höchste Gut. Lessing ist bereit, die vom Vater angebotene Wahrheit in die Hände des Vaters zurückzugeben, um auch fernerhin „ewig nach ihr streben“ zu dürfen. Von Goethe wird die Idee immer neuer Opfergabe des „schönen Augenblickes“ zu gunsten dessen, der „ewig strebend sich bemüht“, zum moralischen Grundgedanken seines Faustdramas gemacht. „Kant entwickelt aus dem Gedanken einer zuvor im Geiste gegebenen unendlichen Pflicht das Postulat der Unsterblichkeit als Möglichkeitsbedingung solcher unendlichen Pflicht zu genügen. Fichte, Hegel, Schopenhauer, Nietzsche geben derselben Kategorie gleichfalls nur verschiedene Inhalte, verschiedene Dynamik, verschiedene Gefühlsfärbungen und Wertprädikate. Für Fichte schon wird sie unendliches Streben nach Formung und Bearbeitung, das sich erst nachträglich einen Gegenwurf, einen Stoff schafft: die Natur. Für Hegel ist sie ein durch Kampf und Widerspruch fortschreitendes, in der Gattungsgeschichte sich darlegendes unendliches Sichbewußtwerden der göttlichen Idee. Für

Schopenhauer wird sie (hier zuerst mit negativer, schroff pessimistischer Betonung) das unendliche Triebrad eines blinden Lebenswillens, der Sisyphus gleich den ewig zurückrollenden Stein wieder emporrollen muß. Für Nietzsche, Schopenhauers Schüler und Widerpart, wird sie zum dionysisch bejahten Willen zu end- und grenzenloser Macht.“⁸²⁾ Das sind nur ein paar Beispiele, wie der Autor sagt, die die Abwandlungen dieser moralischen Grundkategorie deutschen Wesens in das rechte Licht rücken. Aus dieser Betrachtung Schellers ist ersichtlich, daß der anthropozentrische Idealismus eines Kant und Fichte, wie überhaupt all die verschiedenen Privatsysteme der deutschen Idealisten im Grunde genommen nichts anderes sind als mehr oder weniger unglückliche Fassungen und Formierungen dieser Kategorie unendlichen Strebens, bei denen die jeweiligen Vertreter, unter rücksichtsloser Unterdrückung jedes Wirklichkeitssinnes, sich im „Aether des Gedankens“ verloren haben.⁸³⁾

Die Begeisterung für den deutschen Idealismus dieser Art muß bei jedem nüchtern Denkenden wesentlich herabgestimmt werden, wenn er hört, wie diese vermeintlichen Koryphäen im Reiche des Gedankens sich gegenseitig eingeschätzt haben. Fichte nennt Kant einen „prostituierten Dreiviertelskopf“,⁸⁴⁾ Hegel sieht in den Kantschen Kategorien und den Dingen an sich zwei Leerheiten, die sich wechselseitig keine Erfüllung gewähren können; in der Vorrede zur Logik spottet er: infolge der Kantschen Bewegung sei „in Deutschland das sonderbare Schauspiel herbeigeführt worden, daß ein gebildetes Volk ohne Metaphysik sei, die Wissenschaft, ein sonst mannigfach ausgeschmückter Tempel, also ohne Allerheiligstes.“⁸⁵⁾ Geradezu vernichtend ist das Urteil Hegels betreff des Verzichtes auf die Wahrheit: „Die Philosophie hat sich zu den Deutschen geflüchtet und lebt allein in ihnen fort. Aber selbst in Deutschland ist die Flachheit der früheren Zeit vor seiner Wiedergeburt so weit gekommen, daß sie bewiesen zu haben meinte, es gebe keine Erkenntnis der Wahrheit. So ist das, was von je für das Schmählichste und Entwürdigendste gegolten hat: der Erkenntnis der Wahrheit zu entsagen, von unserer Zeit zum höchsten Triumph erhoben worden.“⁸⁵⁾ Aber derjenige, der so sprach und den Reigen der deutschen Idealisten schloß, schien selbst kein rechtes Vertrauen in die Dauerhaftigkeit seines anspruchsvoll vorgetragenen Systems zu haben. „Jede Philosophie“, klagt er, „tritt mit der Prätension auf, daß durch sie die vorhergehende Philosophie nicht nur widerlegt, sondern ihren Mängeln abgeholfen,

⁸²⁾ Die Ursachen des Deutschenhasses. Leipzig, 1917. S. 95 f.

⁸³⁾ Vgl. Willmann. A. a. O. S. 558.

⁸⁴⁾ A. a. O. S. 580, Anmkg. Hegels Werke, IV, S. 38. Angeführt bei Willmann, a. a. O. S. 580.

⁸⁵⁾ Ebendas.

das Rechte endlich gefunden sei; aber der frühern Erfahrung gemäß zeigt sich vielmehr, daß auf solche Philosophie gleichfalls die Worte der Hl. Schrift anwendbar sind, die der Apostel Petrus zu Ananias sprach: „Siehe, die Füße, die dich hinaustragen werden, stehen schon vor der Türe: siehe, die Philosophie, wodurch die deinige widerlegt und verdrängt werden wird, wird nicht lange ausbleiben, so wenig als sie bei jeder anderen ausgeblieben ist.“⁸⁶⁾

Und nun die Frage: Kann eine Philosophie, bei der der eine niederreißt was der andere aufgebaut, die zuverlässige Grundlage für ein großzügiges, heldenhaftes Handeln bilden? Ist der deutsche Idealismus wirklich ein starker, seelischer Motor zu großen Taten? Für *den Menschen*, der gestützt auf eine in ihren Konsequenzen unanfechtbare Weltanschauung handelt, ist dies ausgeschlossen. Wenn daher Deutschland in diesem Völkerringen eine beispiellose Energie, eine Unsumme physischer und geistiger Kraft an den Tag gelegt, so geschah das sicher nicht so sehr infolge seines Bekenntnisses zum Kant-Fichteschen Idealismus, als vielmehr deshalb, weil die Mehrzahl des deutschen Volkes noch einem von *christlichen* Prinzipien getragenen Idealismus huldigt. Nur der Idealismus dieser letzten Art ist ein vollberechtigter Träger eines so hehren Namens; denn er allein hat sich als eine wahrhaft völkerbeglückende Kulturmacht erwiesen und die Menschen auf Höhenpfade geführt, von denen sie nie hätten heruntersteigen sollen. Im Gegensatz zu den deutschen Idealisten, die in ewiger Unrast nach neuen Prinzipien suchten und nach Verschwendung aller spekulativen Kraft schließlich bei der Prinzipienlosigkeit endeten, stellten sich die Vertreter des christlichen Idealismus, der christlichen Weltanschauung, auf den Boden der durch Platon und Aristoteles begründeten, durch die christlichen Jahrhunderte in kontinuierlichen Zusammenhänge sich hinziehende Philosophie der Vorzeit, die die drei Faktoren Gott, Welt und Menscheng Geist gleichzeitig umspannt. Nur dieser Idealismus, der dem ganzen Menschen gerecht wird und den Glauben an einen außer- und überweltlichen Gott, an sittlich gute und sittlich schlechte, aus freier Selbstbestimmung hervorgegangene Handlungen, sowie an eine höhere Bürgerschaft der Rechtsordnung, an eine rechtmäßige göttliche und weltliche Autorität in die Seele senkte, konnte in diesem Titanenringen die Probe bestehen und, soweit Weltanschauungsfragen in Betracht kommen, den Sieg an Deutschlands Fahnen heften. Der Idealismus eines Kant und Fichte spielte dabei nur eine untergeordnete Rolle. Daß neben christlich und gläubig gerichteten deutschen Kämpfern auch ein starker Bruchteil derselben nicht

⁸⁶⁾ Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie, W. XIII, S. 29. Willmann, a. a. O. S. 552.

in letzter Linie durch religiöse, sondern rein irdische Beweggründe und Rücksichten, wie Liebe zum Vaterlande, zur Freiheit, zu Weib und Kind, Haß und Erbitterung gegen den Feind, Hochachtung der Standesehre, Durst nach Ruhm und Auszeichnung usw., zu hoher Tapferkeit entflammt wird, soll nicht in Abrede gestellt werden. Uns war es nur darum zu tun, den christlichen Idealismus als einen der Hauptfaktoren in diesem großen Kräftekomplex gebührend hervorzuheben.

Wer überhaupt die Wirkungen des christlichen Idealismus auf die deutsche Volksseele, speziell ihren Zug nach dem Unendlichen, studiert, muß sich sagen, daß kein Faktor in dem Maße wie das Christentum imstande war, das Gesunde in diesem Impetus zu entbinden, sich anzugleichen, den in ihm liegenden Gefahren zu steuern, diesem Elan die einzig sichere Entwicklungsrichtung nach oben in das Reich des ewigen, unermesslichen Gottes zu geben. Als Bürger zweier Welten eröffnete sich dem Germanen eine geradezu unbegrenzte Betätigungssphäre, in der sich auch der tiefgründigste und tatendurstigste Geist im gesunden und vollsten Sinne des Wortes ausleben konnte und auch in Wirklichkeit ausgelebt hat. Das Christentum hat der deutschen Seele noch immer den tiefsten und befriedigendsten Lebensinhalt neben dem nationalen zu geben vermocht. Seit mehr als tausend Jahren ist der christliche Glaube ein mit dem nationalen Leben der europäischen Völker aufs innigste verwachsenes Lebenselement und hat deren Kultur und Einrichtungen, deren Denken, Erziehung und Rechtsverhältnisse, mit einem Worte ihr ganzes Sein wie einen Sauerteig durchdrungen. Daran ändert auch die christusfeindliche Strömung der letzten Jahrhunderte in Deutschland nichts. Sie war furchtbar, wer wollte das leugnen? Die Auswüchse deutschen Wesens und deutschen Geistes haben dem Glauben und der Religion unendlich geschadet. Das „Volk der Denker“ ist in der Kunst des Sichtens und Sonderns, in seiner rücksichtslos vorgehenden, negierenden, zersetzenden *Kritik* gar oft zu weit gegangen und hat teilweise den Respekt vor der Offenbarung verloren. An Stelle der Lichtgestalt des Glaubens traten die düstern Schatten des einseitigen Intellektualismus, des Individualismus, Subjektivismus, Kritizismus und zahlreicher anderer Geistesverirrungen, die alle auf Verstandeshochmut hinauslaufen. Wissenschaft und Literatur, auf die das deutsche Volk so stolz ist, sind bis heute vielfach christusfeindlich gerichtet und haben die widersinnigsten Weltanschauungssysteme und unmöglichsten Moraltheorien bis herab zur Nietzsche-Ethik der blonden Bestie gezeitigt; die Voraussetzungslosigkeit ward zum Wesenskern der Wissenschaft gemacht, und in Reimarus, Gottlob Paulus, David Friedrich Strauß, Christian und Bruno Bauer und zahlreichen anderen erstand dem Christentum ein wahres Korps von Totengräbern. Und trotz all diesen und noch vielen anderen philo-

sophischen und religiösen Strömungen ist das Gift des Unglaubens nicht bis in das Mark des deutschen Volkes gedrungen, und der Ausbruch des Weltkrieges und sein bisheriger Verlauf hat die friivole Frage, ob wir noch Christen seien, stürmisch, ja enthusiastisch bejaht. Mir kommt die deutsche Seele in dieser großen Zeit vor wie ein Palimpsest, auf dessen Grund der Zeitengriffel in kräftigen Zügen das Christusbild eingegraben, das aber im Laufe der Jahrhunderte übertüncht und überstrichen ward von der frivolen Klecksmalerei der modernen Religionshändler und Religionsstifter. Da kam der Weltkrieg, und wie eine ätzende, alles Un-echte wegfressende Lauge ergossen sich seine Wogen über die deutsche Seele, schwemmten in Tausenden und Millionen den falschen Firnis und die trügerische Schminke hinweg und ließen wieder auf dem Grunde der Germanenseele das alte, liebe Christusbild erscheinen in seiner Jugendfrische.

Unter all den pseudoidealistischen Weltanschauungen bis herab zum Monismus hat auch nicht eine in weiten Kreisen Schule zu machen und in den Schrecken und Wirrnissen dieses Weltkrieges den Kämpfenden im Feld und den Duldenden daheim wirklichen Trost und fühlbaren Halt zu geben vermocht. Sämtliche Beweise, die hiefür ins Feld geführt wurden, sind mißglückt. Ernst Hæckels neue Kampfschrift gegen den christlichen Unsterblichkeitsglauben, veröffentlicht unter dem Titel: „Ewigkeit, Weltkriegsgedanken über Leben und Tod, Religion und Entwicklungslehre“, hat von seiten des Jesuitenpaters Erich Wasmann⁸⁷⁾ durch eine klare Aufdeckung der traurigen Oede des Hæckelschen Ewigkeitsgedankens und durch eine energische Zurückweisung der Angriffe gegen die Lehre von der persönlichen Unsterblichkeit die gebührende Abfuhr erlitten. Das gleiche Schicksal ward dem Privatdozenten der Philosophie, Dr. Johannes Maria Verweyen, zuteil, der sich letztes Jahr erkühnte, in einem populär-wissenschaftlichen Vortrag über Krieg und Jenseitsglauben, den „populären Unsterblichkeitsglauben“ der Eifelbewohner seinem neuen monistischen Unsterblichkeitsglauben gegenüberzustellen und seinen Zuhörern zu empfehlen. Die Prüfung der Argumente des Sprechenden durch Wasmann⁸⁸⁾ erbringt den Beweis für die Bankerott-erklärung des neuen monistischen Jenseitsglaubens. Am krassesten aber hat wohl einer der eigenen Anhänger, der bekannte Christusfeind Arthur Drews die ganze Ohnmacht des Monismus aufgedeckt. In seiner Schrift: „Freie Religion“, in der er, um der bisherigen Unsicherheit und Verworrenheit in religiösen Dingen zu steuern, die Aufstellung *freireligiöser Dogmen* empfiehlt, finden sich folgende, den Monismus schwer kompromittierende Sätze: „Die freie Religion ist bisher ein ziemlich un-

⁸⁷⁾ Stimmen der Zeit (Kulturfragen, 2. Heft, 1916).

⁸⁸⁾ Vgl. Stimmen der Zeit. März 1918. S. 640—645.

klares und verschwommenes Gemisch aller möglichen Ideen gewesen, wobei es jedem unbenommen war, sich seine religiöse Anschauung aus aufklärerischer Humanitätsphilosophie (Menschheitskultus), Goethescher Lebensweisheit, Nietzscheschem Heroenkultus, materialistischen Plattheiten usw. zusammenzubrauen, ohne das Bewußtsein einer andern inneren Gemeinsamkeit als derjenigen der Verneinung der herrschenden Religionen und ohne andere bestimmte Richtlinien der religiösen Weltanschauung als die zufälligen religiös-philosophischen Ansichten einzelner Persönlichkeiten und die jeweilig herrschenden Zeitströmungen und Moden.“ (S. 2.) Die „Freie Religion“, heißt es weiter, sei eine Ablagerungsstätte religions- und kirchenfeindlicher Gemeinplätze. Regelloser Eklektizismus suche zusammen, was jedem an den Anschauungen eines andern gerade gefalle. Sie sei zum reinsten „Aschenbröddasein“ verurteilt. „Bilden wir uns doch ja nicht ein, unser heutiger Eklektizismus im Punkte der religiösen Weltanschauung, dies unklare Durcheinander der verschiedensten Ansichten von der schwärmerischsten Mystik bis zur völligen Verneinung aller Religion überhaupt, könne wirklich religiösen Menschen genügen und ihnen als dauernder Ersatz für den aufgegebenen Glauben der kirchlichen Religionen dienen, da er schon jetzt ernsteren Mitgliedern unserer Gemeinden nicht genügt und das Mißtrauen der außenstehenden Kreise unsern Anschauungen gegenüber nur zu berechtigt ist.“ (S. 3.)⁸⁹⁾

Angesichts so trostloser Bekenntnisse erinnert man sich wieder lebhaft an die tiefe Wahrheit, die in Lenaus Klage liegt:

Ist Christus Traum, dann ist das Leben
Ein Gang durch Wüsten in der Nacht,
Wo niemand Antwort uns zu geben
Als eine Herde Bestien wacht.

— — — — —
Geh hin, du Armer, frag nach Troste
Bei Kunst und Weisheit überall,
Trink Wein, geh in den Wald und koste
Die Rose und die Nachtigall;
Sie haben nichts für deine Klagen,
Kein Strahl versöhnt die schwarze Kluft,
Sie haben nichts für dein Verjagen
Und schauernd sinkst du in die Gruft.

Wie ganz anders das Christentum. Es erwies sich nicht bloß in Friedens-, sondern auch in Kriegszeiten als die Religion der Tat und

⁸⁹⁾ Vgl. Stimmen der Zeit. 48. Jahrg. V. Heft, 1918, S. 541 f.

brachte beim Manne wie bei der Frau die höchsten aktiven und passiven Seelenkräfte zur Entfaltung. Die natürliche Tugend der Vaterlandsliebe hat keinen kräftigeren Nährboden als die christliche Religion, und wenn der Christ das „Vater unser“ betet und damit der Sehnsucht nach dem ewigen Vaterlande Ausdruck gibt, so weiß er, daß das irdische Vaterland die Vorstufe des himmlischen ist und daß er in dieses nur eingehen kann, wenn er in jenem seine Vaterlandspflichten voll und ganz erfüllt hat. Wenn Kaiser und Reich den Einsatz des Lebens und aller irdischen Güter zum Schutze des irdischen Vaterlandes in der Stunde der Not von ihm fordern, so glaubt er den Appell des himmlischen Generalissimus selbst zu vernehmen und betrachtet es als Gewissenspflicht, ihm zu folgen. Auf diese Weise schlingt die überirdische Vaterlandsliebe starke Bande um die irdische und hebt letztere in eine höhere Sphäre, so daß man getrost sagen kann: je christlicher desto patriotischer.

Auch ist die Schule des Christentums ihrem ganzen Charakter nach eine wahre Kriegspalästra. Sie fordert Manneszucht, Unterwerfung des niedern Ich unter das höhere Selbst, Bekämpfung aller Weichlichkeit und Schlaffheit, ein absolutes Beugen des Einzelwillens unter Gottes Herrscherwillen. Dabei ist sich aber der unbedingt Gehorchende auch bewußt, daß er nicht bloß einem Herrn von absoluter Gewalt den Gehorsam leistet, in dessen Händen die Fäden der Weltgeschichte zusammenlaufen, sondern zugleich auch dem besten Vater, in dessen weise Führung er, selbst in den Stunden höchster Not, unbedingtes Vertrauen setzen kann. Aus dieser Stimmung heraus fließt des Deutschen ergreifendes Schlachtgebet:

Vater, ich rufe dich!
 Brüllend umwölkt mich der Dampf der Geschütze,
 Sprühend umzucken mich rasselnde Blitze.
 Lenker der Schlachten, ich rufe dich!
 Vater, du führe mich.

Und geht der christliche Kämpfer siegreich hervor aus dem Dampf der Geschütze und heftet man auf seine Brust das Eiserne Kreuz, so betrachtet er dieses Ehrenzeichen nicht als bloße Dekoration, sondern zugleich als das Symbol seiner Religion. Es sagt ihm, daß das Leben ein beständiger Kriegsdienst sei und zwingt ihn, in der Kampfesarena der Welt für oder gegen den Gekreuzigten Stellung zu nehmen.

Aber nicht bloß zum Leben, nein, auch zum Sterben verleiht das Christentum den rechten Mut und legt damit die Probe unzerstörbarer Kraft für die Ewigkeit ab. Wer als Kämpfer sein Leben dem Vaterland zum Opfer bringt, in bewußter Unterordnung unter den Willen Gottes, den ziert die katholische Religion mit der Gloriole des Marty-

riums, zumal dann, wenn es sich, wie in diesem Weltkriege, nicht bloß um die eigene Existenz, sondern um die Kulturgüter der Menschheit, um Aufrechthaltung der christlichen Weltordnung und die Grundsätze der christlichen Moral handelt. Es ist ein schönes Sterben, ein heiliger Tod, verklärt durch die Religion. Das selige Lächeln auf erbleichenden Zügen beim Küssen des Kruzifixes oder der Muttergottesmedaille läßt das Eintauchen des Geistes in Welten ahnen, deren Zauber noch kein irdisch Auge geschaut, kein Ohr erlauscht und keines Menschen Herz getrunken.

Und daß diese übermenschliche beseligende Kraft des christlichen Glaubens und der christlichen Religion nicht fromme Phantasie, sondern ganze Wirklichkeit ist, dafür bürgen uns die letzten Bekenntnisse, wir möchten sagen, der Schwanengesang der sterbenden Helden. Nur wenige Szenen sind aufgezeichnet worden aus dem großen Drama des schönen Sterbens deutscher Kämpfer, aber sie genügen, um die hehre Weihe des Todes im Lichte christlicher Weltanschauung zu dokumentieren. Wir entnehmen die folgenden Züge Bischof von Kepplers Büchlein: „Deutschlands Totenklage“.⁹⁰⁾ Ein Soldat, von Kugeln durchbohrt, schrieb mit größter Mühe folgende Worte auf eine Karte: „Letzter Gruß an Frau und Eltern: Ich glaube an Gott. Amen“.... J. Wagner, der in Galizien fiel, richtet einen Abschiedsbrief an seine Eltern des Inhaltes: „Trauert nicht um mich, sondern beglückwünscht mich, daß es mir beschieden war, zu solch heiliggroßem Ziel, wie es dieser Befreiungskampf ist, auch meinen Teil zu geben. Sprechet mit mir, wie unser Erlöser gesprochen: Dein Wille, Vater, geschehe. Auf Wiedersehen im Himmel! Mit Gott für König und Vaterland!“ Am 26. Oktober 1916 ward ein Soldat an der Somme schwer verwundet, geriet in englische Gefangenschaft und starb im Militärspital in London. Der englische Geistliche, der ihm die Sterbesakramente spendete, schrieb der Mutter, der Sterbende habe ihm gesagt: „Grüßen Sie meine Lieben daheim; meiner lieben Mutter aber gebe ich als letztes Zeichen meiner Liebe und Dankbarkeit meine Unschuld zurück, die ich Gott sei Dank unversehrt bewahrt habe.“ Eine Aloisiusnatur im Soldatenrock! Wilhelm Bauer schrieb in seinen letzten Stunden, als sich bereits die Schatten des Todes auf ihn legten, mit zitternder Hand in sein Notizbuch: „Da es Gottes Wille ist, so gehört ihm mein letzter Gruß. Eine französische Kugel, die mich bei einem Patrouillengang traf, verwundete mich an den Knien, so daß mir jede Bewegung unmöglich ist. Fünf Tage bin ich nun hier im dunklen Wald. Ich bin dem Hungertode nahe. Oft habe ich zum Herrn gefleht um Hilfe, ich habe sie nicht erhalten, aber ich bleibe trotzdem treu meinem Gott und klage nicht, weil meine Zeit gekommen ist. Bald werde ich im ewigen Vaterlande

⁹⁰⁾ Freiburg, Herder. S. 15—18.

sein bei den Brüdern meines schönen Landes. Auf Wiedersehen oben im Himmel.“ Diese Episode berichtet der französische Schriftsteller Maurice Barrès, von dessen Landsleuten Bauer schließlich aufgefunden und ins Lazarett gebracht ward, wo er bald darauf starb. — Ein Unteroffizier meldet den Eltern den Tod ihres Sohnes. Seine letzten Worte seien gewesen: „Grüßen Sie mir meine Eltern und sagen Sie meiner Mutter, daß ich im Glauben an den lieben Gott gestorben bin.“ Dann habe er seine Hände gefaltet und gesprochen: „Lieber Gott, nimm meine Seele zu dir in den Himmel,“ und er sei verschieden ohne ein Wort der Klage; seine Gesichtszüge aber seien mild gewesen und wie von einem Lächeln verklärt. — Ein bis zur Unkenntlichkeit zerschossener Soldat gibt dem Feldgeistlichen wimmernd einen Zettel für seine Eltern. Darauf stand: „Herzlichen Gruß von Eurem sterbenden Sohn; ich habe hier draußen im Krieg bei den Gottesdiensten meinen Gott und Erlöser wiedergefunden.“ — Ein französischer Hauptmann schreibt, er habe an einem Baum einen toten deutschen Soldaten gefunden, ein Christusbild in der Hand haltend mit der Unterschrift: „Sie aber baten ihn und sprachen: Herr, bleibe bei uns, denn es will Abend werden.“ Darunter war mit zitternder Hand geschrieben: „Der Herr sagt: Ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Zeiten.“ Unweit davon lagen acht andere Tote, zwischen ihnen das Gebetbüchlein, aufgeschlagen bei den Gebeten für Sterbende. Ein sterbender Soldat läßt seiner Braut sagen, sie solle zu Jesus im heiligsten Sakrament gehen und da sich trösten und ihm ihr bitteres Leid klagen. Ein anderer richtet folgenden letzten Brief an seine Mutter: „Wenn Du diesen Brief erhältst, weile ich, so Gott will, schon im Jenseits; denn lange kann ich meine Wunde nicht mehr ertragen... Sei eine starke Mutter, vergleiche Dich mit der lieben Gottesmutter unter dem Kreuz. Ich sterbe gern, ich sterbe ja zur Ehre des Vaterlandes. Hoffentlich kommst Du bald nach, dann sind wir vollkommen vereint. Ich sehne mich nach dem Himmel.“

Das sind allerdings nur Einzelstimmen aus dem großen Chor der Sterbenden, aber sie geben die Stimmung von Tausenden und Abertausenden wieder, die ebenso dachten, schrieben und starben, oder in bedröhtem Schweigen das Gleiche fühlten. Daß wir es hier nicht mit Ausnahmen, sondern vielmehr mit einer Massenerscheinung zu tun haben, bestätigen am besten die Worte eines französischen Geistlichen, der, überwältigt von dem, was er beobachtet, zum deutschen Feldgeistlichen sprach: „Ich beglückwünsche und beneide Sie. Ihre Soldaten kämpfen wie die Löwen und sterben wie die Heiligen.“⁹¹⁾ Ja, das Sterben des Christen ist etwas ganz anderes als ein „Aufgehen im All“, als ein

⁹¹⁾ Vgl. Keppler, a. a. O. S. 21.

„Versinken im Nirwana“, als das „große Erlöschen“, die „Rückkehr ins Nichts“, oder das „große Verrieseln vom Baume, den die Stürme umkreisen in Winternacht und Todesbängen“ und wie die Phrasen alle heißen, mit denen der Monismus die Hohlheit seiner Gedanken in bezug auf die letzten und größten Fragen des Lebens zu verbergen sucht.

Angesichts solcher Erscheinungen sollte man meinen, würde der Unglaube verstummen. Doch nein, er greift zum letzten, zum unglaublichesten. Um den offenkundigen Bankerott seines Systems zu verdecken, ist er in echter Mephistobosheit gleich zur Offensive gegen das Christentum übergegangen, hat von einem Versagen, von einem Zusammenbruch der christlichen Weltanschauung in diesem Weltkriege gesprochen und das eigene Schuldkonto auf Rechnung des christlichen, besonders des katholischen Gedankens gesetzt. Der Versuch ist zu plump, um auch nur den Schein der Wahrscheinlichkeit zu erwecken, denn jeder tiefer Denkende muß sich sagen, daß nicht die vom Christentum aufgestellten Lehren und Forderungen zu dieser Völkerkatastrophe mit all ihren Folgen geführt haben, sondern die vom Christentum abgefallenen führenden Geistesmächte in Europa und jenseits des Ozeans. Lassen wir das den Gegnern nicht durch einen katholischen Apologeten, sondern durch einen hochangesehenen Militär, den protestantischen Generalstabschef der schweizerischen Armee, Oberstkorpskommandant von Sprecher, sagen, der bei Anlaß der letzten Weihnachtsfeier des Armeestabes in Bern zu dieser Frage Stellung nahm und sich zum warmen Anwalt des christlichen Gedankens machte. „Wie oft“, sagt er, „ist in dieser Kriegszeit mit dem Anspruch auf die Anerkennung aller sogenannten Gebildeten, ja auf Unbestreitbarkeit, von einer sich unfehlbar dünkenden menschlichen Vernunft verkündet worden, der Krieg habe ein- für allemal den vollständigen Zusammenbruch des Christentums erwiesen, das Schiffbruch gelitten und vor aller Augen gänzlich versagt habe. An dem Gedenktag der Menschwerdung des Gottessohnes, auf dessen Person Leben und Lehre des Christentums gegründet und aufgebaut sind, können wir an diesem harten Urteil nicht achtlos vorübergehen. Es geziemt sich vielmehr und wir sind es unserm Herrn und Meister und auch uns selbst schuldig, uns darüber Rechenschaft zu geben, ob dem wirklich so ist. Im Kriege tritt in weitem Umfange die Gewalt an die Stelle des Rechtes als Norm für die Beziehungen der Völker und der Menschen zueinander. Was lehrten denn Christus und das Christentum über das Verhältnis der Menschen unter sich? Sagen sie nicht: ‚Du sollst lieben Gott deinen Herrn von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüte‘ und erklärt nicht Christus, dies sei das vornehmste und größte Gebot, das andere aber sei ihm gleich: ‚Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.‘ Heißt es nicht weiter in der Haupturkunde des Chri-

stentums, der Bibel: „Die Menschen sind Gottes Kinder und daher Brüder?“ und weiter: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit; vergeltet nicht Böses mit Bösem; selig sind die Friedfertigen“ und so fort.... *Haben diese Lehren etwa zum heutigen oder zu irgend einem Kriege geführt?* Niemand wird das zu behaupten wagen. Das Evangelium Christi aber hat uns nicht nur gesagt, wie der Krieg vermieden werden kann, sondern auch, woraus er entsteht. „Woher kommen Streit und Krieg unter euch?“ fragt Jakobus, und gibt darauf die Antwort: „....ihr seid begierig und erlanget es damit nicht; ihr hasset und neidet und gewinnt damit nichts; ihr streitet und krieget, daß ihr es in euren Lüsten verzehret“ usw. So war es, seit der Menschheit die Pforten des Paradieses verschlossen wurden, so ist es heute noch und so wird es bleiben, solange die Gelüste und Begierden der Menschen und der Nationen sich kreuzen und die göttlichen Schranken niedergerissen sind, die unserem Tun und Lassen gezogen wurden. Nein und abermal nein, nicht das Christentum hat versagt, aber die Menschen, die sich Christen nennen, die *Namenchristen haben versagt*. Sie, die den Lehren Christi stracks zuwider, *Macht und Besitz der Welt als das höchste Lebensziel des einzelnen und der Staaten erklärt haben*, die den Uebermenschen als den eigentlichen Idealmenschen hinstellen, statt des Ebenbildes Gottes, der die Liebe ist; den Uebermenschen, der rücksichtslosen Gebrauch seiner materiellen Mittel und seiner geistigen Gaben und Kräfte zum eigenen Nutzen macht, um sich damit über den Nächsten zu erheben und es dadurch allerdings in dieser Welt weiter bringt als der selbstlose Mensch, dem das Gewissen Gebote erteilt und Schranken zieht, die vom modernen Menschen als törichte Skrupeln belächelt werden. Dieser Geist des Uebermenschen hat es soweit gebracht, daß er die ganze Welt mit sich in den Abgrund reißen konnte, aus dem er selbst ihr nimmermehr heraushelfen wird.“⁹²⁾

Man hat des weitern diesen Krieg zu einem Religionskrieg zu stem-peln gesucht, zu einem Kriege des durch Frankreich vertretenen Katholizismus gegen den durch Deutschland verkörperten Protestantismus. Die französische Schrift: „La Guerre Allemande et le Catholicisme“, herausgegeben von Msgr. A. Baudrillart, verfolgt in besonderer Weise dieses Ziel. Der Gedanke des Religionskampfes belebt zwar minder oder mehr alle Abhandlungen des Buches, insbesondere aber suchen drei derselben diese Behauptung zu erhärten, nämlich: „Die christlichen Gesetze des Krieges“ von Gaudeau (zumal in dem Kapitel: „Die deutsche Kriegsführung in Theorie und Praxis im Widerspruch mit den christlichen Gesetzen des Krieges“); ferner: „Die germanische Kultur und der

⁹²⁾ Vgl. Luzerner „Vaterland“, Nr. 7 vom 9. Januar 1918.

Katholizismus“ von Georges Goyau, und endlich: „Der Krieg gegen die Kirchen und die Priester von François Veuillot. Die deutschen Katholiken sind die Antwort nicht schuldig geblieben. In dem Werke: „Deutsche Kultur, Katholizismus und Weltkrieg“, herausgegeben von Dr. Pfeilschifter, ward der Ansturm in meisterhafter Weise zurückgeschlagen und dem deutschen Katholizismus eine glänzende Ehrenrettung zuteil. Insbesondere hat Universitätsprofessor Dr. Heinrich Schrörs bei Erörterung der Frage: „Ist der Krieg ein Religionskrieg?“ in echt deutscher Ritterlichkeit ruhig und sachlich mit den genannten drei Autoren den Degen gekreuzt und ihre ungeheuren Anklagen völlig entkräftet. Wie könnten auch wohl die 24 Millionen deutscher Katholiken, im Verein mit der katholischen Donaumonarchie, in nationalistischer Verblendung und in schroffstem Gegensatz zu ihrer ganzen bisherigen, wirklich glanzvollen Verteidigung katholischer Interessen an ihren heiligsten Idealen einen solchen Verrat üben? Hier ist das Auge des Gegners einfach mit Blindheit geschlagen, der Nationalismus in Fanatismus ausgeartet. Wenn einmal die Leidenschaft sich gelegt und das Ende des Weltkrieges einer gerechten Beurteilung Platz gemacht hat, wird es offenkundig werden, daß man weniger von einem „delirium germanicum“⁹³⁾ als von einem delirium gallicum sprechen kann.

Und doch liegt in dem verhängnisvollen Worte „Religionskrieg“ eine furchtbar traurige Wahrheit, allerdings in einem ganz andern Sinne als Deutschlands Gegner es wollen. Ich möchte sagen: der gegen die Katholiken Deutschlands abgeschossene Pfeil fliegt, wenn nicht auf das Volk, so doch auf dessen Regierung und das Land zurück, das ihn entsandt. Der gegenwärtige Weltkrieg ist tatsächlich, in seinem Endziel und in seinen letzten Konsequenzen betrachtet, ein Religionskrieg, oder, besser gesagt, ein Entscheidungskampf zweier Weltanschauungen, der christlichen und antichristlichen, des Theismus und Deismus, des Christentums und der Loge. Der Beweis hiefür ist unschwer zu erbringen. Von jeher ist die italienische Loge in enger Verbindung mit dem Pariser-Großorient und der mächtigen Freimaurerei Englands einig gewesen in dem Hasse gegen den Dreibund, oder, genauer gesagt, gegen das Papsttum in Italien, als den Träger und Wächter des christlich-katholischen Gedankens, gegen das Habsburgerreich, als der ältesten Monarchie Europas, und gegen das kaiserliche Deutschland, als der lebendigen Verkörperung der Ordnung und Autorität. Nach der Besetzung Roms, am 20. September 1870, schrieb das Freimaurerblatt „Le Siècle“ offen und frech: „Der päpstliche Thron mußte unwiderruflich fallen, damit alle anderen der Reihe nach fallen können, damit das System der Ver-

⁹³⁾ Vgl. La guerre allemande et le catholicisme, S. 49.

einigten Staaten Europas unter republikanischer Fahne dem alten und abgelebten monarchischen System folgen könne.“ Was die Loge vom Sturz des päpstlichen Thrones für die Schädigung katholischen Lebens und den Niedergang des christlichen Glaubens erhoffte, liegt auf der Hand. Die Ziele von damals sind bis auf den heutigen Tag die gleichen geblieben.⁹⁴⁾ — Ebenso alt wie der Haß gegen das Papsttum ist der gegen Oesterreich. Garibaldi forderte seinerzeit die englischen Freimaurer auf, fortzufahren in der Mitwirkung bei den Arbeiten „für die Befreiung der anderen italienischen Brüder, welche noch seufzen unter dem schweren Eisen des kaiserlichen Adlers und unter der unerträglichen Rute der priesterlichen Herrschaft“. Und Garibaldis Gesinnungsgenosse, der Logenbruder G. Mazzini, erklärte offen: „Wir können in *London, Paris* und sogar, wenn es möglich ist, in *Berlin* nicht genug tätig sein, um Oesterreich Hindernisse in den Weg zu legen.... Das ‚delenda est Austria‘ ist das erste und letzte Wort in unserer Tätigkeit gegen diese Macht.... Man muß sich Oesterreichs dadurch bemächtigen, daß man die verschiedenen Nationalitäten gegen einander aufhetzt.“ Auf den gleichen Ton gestimmt sind auch die neuesten Ausfälle.⁹⁵⁾ Die Freimaurerei ist endlich auch ihrem innersten Wesen nach eine Todfeindin der festgefügtten deutschen monarchischen Staats- und Regierungsform. Königsthronen umzustürzen, Zepter wie Rohre zu zerbrechen, alle Menschen im Namen der drei großen Ideen: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit um ihr Banner zu scharen, das ist ihr Ziel. Leo XIII. hat deren Absichten durchschaut, als er vor mehr als dreißig Jahren in seiner Enzyklika gegen die Freimaurer schrieb: „Durch ihre Kunstgriffe haben sie die Sicherheit gewonnen, und dadurch kühn gemacht, fangen sie an, großen Einfluß auf die Staatsregierung zu üben. Im übrigen sind sie bereit, die Grundfesten des Staates zu erschüttern, den Monarchen Widerstand zu leisten, sie zu verdächtigen, sie aus dem Lande zu jagen, wenn es den Schein gewinnt, daß sie nicht nach ihrem Programm regieren.“⁹⁶⁾ Heute wird von der Loge, neben zahlreichen andern Verleumdungen, der „deutsche Militarismus“ als Grund der beabsichtigten Vernichtung des Hohenzollern-Reiches angeführt, in Wirklichkeit aber gilt der Kampf der starken Schutzwehr von Ordnung und Autorität. Am 10. März 1915 hielt Prof. Vaccauzo zur Feier des Todestages Mazzinis in der Loge

⁹⁴⁾ Das bezeugen die zahlreichen von Dr. Brauweiler gesammelten Dokumente der italienischen Freimaurerei, S. 41—72, seines Werkes: „Die .*. Brüder im Weltkrieg“. 1916. Köln, Bachem.

⁹⁵⁾ Vgl. Brauweiler, a. a. O. S. 22, S. 50 f., 58.

⁹⁶⁾ Vgl. „Köln. Volksztg.“: Die Politik der romanischen Freimaurer, Nr. 440, Jahrg. 1915.

von Catania eine Rede, in der die heutigen Gesinnungen der Freimaurerei gegen den Militarismus, gegen den Imperialismus, gegen den „österreichisch-deutschen Block“ in unzweideutiger Weise zum Ausdruck kommen. „Wahrlich, ich verkündige Euch, daß der Tag des deutschen Volkes, ein Tag so voll von Licht und Schatten, von Gedanken und Blut, im Verglimmen ist, — daß ein neuer Erntetag, froher Hoffnungen an Frieden und Liebe in den blutgetränkten Furchen des alten Europa bereits anbricht und heranreift, und daß *unser* Tag gekommen ist, gekommen, um den Frieden zu geben der großen Seele Mazzinis...“

„Brüder, die ihr aus unserer Asche entstanden,
Bekämpfet den ewigen Barbaren!“⁹⁷⁾

Daß auch die deutschen Freimaurer einen schlimmen Einfluß auf ihr Land ausgeübt haben, wird niemand in Abrede stellen; daß dieser Einfluß aber von ungleich geringerer Bedeutung und Tragweite gewesen ist, als in den romanischen Ländern, ist ebenso unleugbare Tatsache. Zudem hat der Deutsche Großlogenbund seit dem 29. Mai 1915 ausdrücklich alle bisherigen Beziehungen zur italienischen und französischen Freimaurerei abgebrochen.⁹⁸⁾ Um so mehr suchte letztere, im Verein mit England und Amerika, die öffentliche Meinung diesseits und jenseits des Ozeans gegen Deutschland aufzupeitschen. Beim Ausbruch des Weltkrieges schien der Zeitpunkt gekommen zu sein, wo die Loge durch eine zielbewußte und mächtige, im Dunkeln schaffende Weltorganisation ihre offenbarungs- und autoritätsfeindlichen Ziele verwirklichen und das „von allen Altären und Thronen befreite Zeitalter“ herbeiführen zu können hoffte. Das Geheimzirkular der Mailänder Logen vom 30. September 1914 läßt darüber keinen Zweifel bestehen: „Angesichts des Wütens des Blutes, das Europa beherrscht, und während aus dem Zusammenprall zweier Zivilisationen der Wunsch sich erhebt, daß jenes Blut nicht umsonst geflossen sei, sondern uns den Triumph einer Aera, *frei von Thronen und Altären*, einer Aera der Brüderlichkeit unter den Völkern bringe, steigt die Erinnerung an ein anderes Datum, an Größe des Gedankens gleich, streng mahnend vor uns auf: der 20. September 1870.... Es ist Zeit zur Sammlung unserer Ernte.“⁹⁹⁾

Männer nun, die eine solche „Ernte“ erhoffen, stehen an der Spitze der französischen und italienischen Kabinette, Logenbrüder sind die eigentlichen Urheber des Krieges, und Logeninteressen stehen in

⁹⁷⁾ Brauweiler, S. 51 f.

⁹⁸⁾ Ebendas., S. 87.

⁹⁹⁾ Ebendas., S. 49.

letzter Linie über allen politischen und patriotischen Zielen der Entente. Mag die englische Freimaurerei auch etwas anders geartet sein und von Haus aus den Charakter einer unpolitischen Vereinigung an sich tragen, Tatsache ist, daß die englische Regierung sich der internationalen Beziehungen der Freimaurerei für ihre Zwecke bedient hat. Der „Avanti“ dürfte nicht so ganz Unrecht gehabt haben, als er am 1. Mai 1915, anläßlich der Agitation zu gunsten eines sofortigen Eingreifens Italiens in den Krieg an der Seite des Dreiverbandes, schrieb: „Die italienische Freimaurerei stimmt für den Krieg. Sie ist immer für den Krieg gewesen. Das Volk ist für die Oligarchie der grünen Sekte nichts anderes, als ein Werkzeug, das den Plänen der Anführer zu dienen hat. Wenn sie sich als demokratisch und volkstümlich ausgibt, so geschieht dies, um die politische Kraft der Arbeiterschaft zu unterjochen. *In diesem Augenblicke wappnet und schwört sich die Freimaurerei für — den König von England. Die englischen und französischen Logen üben auf die italienischen Schwesterlogen einen ungeheuren Druck aus, damit diese ihrerseits dazu beitragen, Italien an der Seite des Dreiverbandes zum Kriege zu drängen. Von den Logen aus gehen kategorische Befehle und Verweise an die Männer, die öffentliche Aemter bekleiden, oder die auf Organisationen und Parteien zu wirken für einflußreich gehalten werden. Von der Loge gehen die Fäden aus, und von ihr werden die vielen ‚unabhängigen‘ Blätter inspiriert.*“¹⁰⁰⁾

Wo finden sich bei den Zentralmächten auch nur annähernd die Spuren des Einflusses solch dunkler Gewalten auf die Ereignisse des Weltkrieges? Mag auch Deutschland seine Logen besitzen, so hat sich einerseits dort in den protestantischen Ländern kein so scharfer Gegensatz der Freimaurerei zu den öffentlichen Gewalten entwickelt, wie in den romanischen, wo der Gegensatz zur katholischen Kirche meist auch eine offene Kampfesstellung gegenüber der Staatsgewalt und immer gegenüber der Masse der Bevölkerung zur Folge haben mußte, anderseits sind vom deutschen Großlogenbund, wie wir schon oben betonten, seit dem 10. Januar 1915 alle Beziehungen zu den romanischen Körperschaften der Maurer abgebrochen worden. In Oesterreich ist die Freimaurerei zwar gesetzlich verboten, nichtsdestoweniger haben sich auf ungarischem Gebiete unter dem Namen „unpolitischer Vereine“ formgerechte Logen gebildet, unter denen die ungarische Großloge eine sehr rege und einflußreiche politische Tätigkeit im Geiste der französischen und italienischen Schwesterlogen ausübte. Am 29. Mai 1915 aber hat auch die „symbolische Großloge von Ungarn“ den Beschluß gefaßt: „mit dem Großoriente von Italien jede Gemeinschaft zu verleugnen und

¹⁰⁰⁾ Ebendas., S. 57.

alle Verhandlungen mit ihm abzubrechen.“¹⁰¹⁾ Von einem Einfluß der deutschen und österreichisch-ungarischen Logen auf die leitenden Hauptpersönlichkeiten der Zentralmächte kann man wohl kaum sprechen. An der Spitze Deutschlands und Oesterreichs stehen zwei Monarchen, deren Weltanschauung mit denen der Freimaurerei nichts gemein hat, zwei Kaiser von ausgesprochen christlicher Gesinnung und glaubensstarkem Leben, die beide Christus, den Völkerkönig und den Völkerrichter, über sich anerkennen, und die ihren Völkern das heilige Gut des Glaubens gewahrt wissen wollen. Und hinter ihnen steht eine stattliche Schar von leitenden Männern, die ihre Gesinnung teilen. Bei Kaiser Karl I. bedarf es wohl hiefür keiner Beweise; seine ganze bisherige Regierung hat den Titel einer katholisch-apostolischen Majestät voll und ganz gerechtfertigt. Weit mehr wird die religiöse Gesinnung und Haltung der Deutschen angezweifelt. Gewiß gibt es unter ihnen weite Kreise, die sich vom Christentum losgesagt haben und selbst im Heere ihre atheistische Gesinnung frei zur Schau tragen. Allein nicht auf diese, die ohnehin die Minderzahl bilden, kommt es an, sondern auf die leitenden obersten Organe des Reiches, vorab den obersten Kriegsherrn, den *Deutschen Kaiser*. Er ist Protestant, das ist richtig, aber ein gläubiger Protestant, durchdrungen von dem Glauben an einen persönlichen Gott, voll Bekenntnisfreude zu Christus. Wo findet sich unter den gekrönten und ungekrönten Häuptern der Ententestaaten auch nur eine Persönlichkeit, die eine ähnliche christliche Gesinnung an den Tag gelegt hätte, wie Kaiser Wilhelm am 20. Februar 1891 in Berlin, als er sagte: „Sie wissen, daß Ich Meine ganze Stellung und Meine Aufgabe als eine Mir vom Himmel gesetzte auffasse und daß Ich im Auftrage eines Höheren, dem Ich später einmal Rechenschaft abzulegen habe, berufen bin. Deshalb kann Ich Sie versichern, daß kein Abend und kein Morgen vergeht, ohne ein Gebet für Mein Volk.“¹⁰²⁾ Die christliche Religion betrachtet der Kaiser als das Fundament des Staates und all der Einrichtungen, die zu dessen Verteidigung geschaffen sind, zumal des Heeres. Vom obersten deutschen Kriegsherrn stammt das schöne Wort: „Ich will Soldaten haben, die das Vaterunser beten.“ Aus seinen vielen Ansprachen an Heer und Marine sei nur eine Stelle aus der am 12. November 1896 gehaltenen Rede hervorgehoben: „Ebenso wie die Krone ohne Altar und Kruzifix nichts ist, ebenso ist das Heer ohne die christliche Religion nichts.“ Mag sich sodann Kaiser Wilhelm II. in erster Linie auch als Schirmherrn der evangelischen Kirche und als Hüter der Glaubensgüter der Reformation fühlen, ein Faktum, mit dem sich jeder Katholik im deutschen Reiche, wenn auch mit Schmerz, abfinden muß, so hat er

¹⁰¹⁾ Ebendas., S. 13 und S. 87 f.

¹⁰²⁾ Vgl. „Deutsche Kultur, Katholizismus und Weltkrieg“, S. 348.

doch zu verschiedenen Malen ein tiefes Verständnis und einen durch und durch toleranten Sinn für die katholische Kirche, sowie die größte Hochachtung für deren Oberhaupt, den Papst, an den Tag gelegt. Als er anlässlich der Palästinafahrt vom Jahre 1898 dem Deutschen Verein vom Heiligen Lande das Grundstück der sogenannten Dormition zur freien Nutznießung überwies, telegraphierte er an den Papst: „Es hat Meinem Herzen wohlgetan, bei diesem Anlasse zu bekunden, wie teuer Mir die religiösen Interessen der Katholiken sind, welche die göttliche Vorsehung mir anvertraut hat.“¹⁰³⁾ Wie kann sich da die französische Anklageschrift zu der Behauptung versteigen: der Kaiser hasse den Katholizismus, und dessen Vernichtung in- und außerhalb Deutschlands sei seine Lebensaufgabe?¹⁰⁴⁾

Am glänzendsten aber traten der edle, wohlwollende Charakter gegenüber dem Oberhaupte der Kirche und die Tiefe des religiösen Gedankens bei Wilhelm II. in seiner am 19. Juni 1902 zu Aachen gehaltenen Rede hervor, in der er gewissermaßen ein Programm seiner Regierungstätigkeit entwickelte und mit besonderer Genugtuung darauf hinwies, wie seine Grundsätze und die durch ihn gepflegte Hochachtung der Religion im deutschen Volke bei Papst Leo XIII. freudige Anerkennung gefunden haben. In Gegenwart von Vertretern beider christlichen Konfessionen sprach er die schönen Worte: „Hier steht der General v. Loë, ein treuer Diener seiner Könige. Er wurde von Mir gesandt nach Rom zum Jubiläum des Heiligen Vaters, und als er ihm Meine Glückwünsche und meine Jubelgabe überbrachte und ihm in intem Gespräch Aufschluß gab, wie es aussieht in unsern deutschen Landen, hat ihm der Heilige Vater geantwortet: er freue sich, ihm sagen zu können, daß er stets hoch gedacht habe von der Frömmigkeit der Deutschen, zumal des deutschen Heeres. Er könne ihm aber noch sagen, und das solle er seinem Kaiser bestellen: Das Land in Europa, wo noch Zucht, Ordnung und Disziplin herrschen, Respekt vor der Obrigkeit, Achtung vor der Kirche, und wo jeder Katholik ungestört frei seinem Glauben leben könne, das sei das Deutsche Reich, und das danke es dem Deutschen Kaiser. — Dies, meine Herren, berechtigt mich zu dem Ausspruch, daß unsere beiden Konfessionen neben einander das eine große Ziel im Auge behalten müssen: die Gottesfurcht und die Ehrfurcht vor der Religion zu erhalten und zu stärken. Ob wir moderne Menschen sind, ob wir auf diesem oder jenem Gebiete wirken, ist einerlei. Wer sein Leben nicht auf die Basis der Religion stellt, ist verloren. — So will auch Ich, da an diesem Tage und an diesem Orte es sich ziemt,

¹⁰³⁾ Ebds., S. 350.

¹⁰⁴⁾ S. 82, 272, 274.

nicht nur zu reden, sondern auch zu geloben, Mein Gelöbniß hiermit aussprechen, daß Ich das ganze Reich, das ganze Volk und Mein Heer, symbolisch durch diesen Kommandostab vertreten, Mich selbst und Mein Haus unter das Kreuz stelle und unter den Schutz dessen, von dem der große Apostel Petrus gesagt hat: ‚Es ist in keinem andern Heil, und es ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben worden, darin sie sollen selig werden‘ und der von sich selbst gesagt hat: ‚Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte vergehen nicht.‘¹⁰⁵⁾

Und wie der Kaiser, so denkt und spricht und handelt auch sein Generalissimus, der deutsche Generalfeldmarschall Paul von Hindenburg. In ihm sehen wir eine lebendige Verkörperung des christlichen Gedankens. Der tiefste Grund seines Wesens ist die Gottesfurcht, der feste Glaube an die ewige Vorsehung, an den endgültigen Sieg des Rechtes und der Wahrheit. Wie erhebend ist es für ein gläubiges Gemüt, sich sagen zu können, daß die Riesenheere der Zentralmächte geführt werden von einem deutschen, fromm-christlichen Mann, der noch *beten* kann, von einem Kriegsgenie, das sich in *Demut und Frömmigkeit* beugt vor dem Herr der Heerscharen. Hätte wohl der Gebetsgeist dieses herrlichen Charakters schöner zum Ausdruck kommen können, als in dem Satze, mit dem er den Gruß der 2700 Pilger beantwortete, die zur Patrona Bavariae in Altötting in den Septembertagen des verflossenen Jahres gewallfahrtet waren? „Das gläubige Gebet“, telegraphierte er damals, „wird unsere tapferen Truppen stärken und uns Sieg und Frieden bringen.“ Hätte der deutsche Feldmarschall einem an ihn gerichteten Wunsche besser entsprechen und einen tieferen, bekenntnisfreudigeren Leitspruch für Weihnachten 1917 aufstellen können, als den folgenden: „Der Segen Gottes ruhte 1917 auf unsern Waffen. Er wird 1918 unsere gerechte Sache zu einem guten Ende führen.“ Das sind Worte, bei denen jedem wahren Christen das Herz im Leibe lacht, und selbst eine neutrale Brust muß in Begeisterung für den Mann höher schlagen, wenn man liest, was eine Frau anläßlich eines Kriegsgottesdienstes in Beuthen (Oberschlesien), dem auch der Generalfeldmarschall von Hindenburg mit seinem Stabe beiwohnte, als Augenzeugin in einem Briefe berichtet: „Wir erlebten bei dieser ernsten Feier etwas tief Ergreifendes; denn zum Schlusse des Gottesdienstes trat Herr von Hindenburg mit den Offizieren seines Stabes vor den Altar und betete laut um Kraft und Beistand für die vor ihm liegende neue große Aufgabe und erflehte von Gott den Sieg über Deutschlands Feinde.“

Vom Geiste Hindenburgs ist auch der Feldmarschall *von Mackensen* beseelt, sowie der General *Graf von Bothmer*. „Soldatenglück ist Gottes

¹⁰⁵⁾ „Kultur, Katholizismus und Weltkrieg“, S. 352.

Gnade“ und „in unserem religiösen Idealismus liegt das Geheimnis unserer Unbesiegbarkeit,“ hat ersterer gesagt, und letzterer schloß einen prächtigen Weihnachtsgruß, den er als Oberkommandierender „an die Kaiserlich deutsche Südmarmee“ 1915 richtete mit den Worten:

Und wenn sie schlägt, die froh begrüßte Stunde,
Die euch den Lieben in die Arme führt;
Vergeßt dann nicht in seligem Frohlocken,
Wem euer Dank für dieses Glück gebührt.

Dann sollt auch ihr die Knie betend senken,
Nicht vor dem Feind, nur vor dem höchsten Gott,
Der mit uns war, als eine Welt von Feinden
Mit Untergang das Vaterland bedroht.¹⁰⁶⁾

Das Beispiel solcher Heerführer muß mächtig auf den Geist der Truppen wirken. Ueber das religiöse Leben an der deutschen Front, zumal unter den Katholiken, geben die von Universitätsprofessor Dr. Engelbert Krebs herausgegebenen „Katholischen Monatsbriefe“, besonders Nr. 21, 22 und 24, Aufschluß. Es sind erhebende Dokumente christlichen Lebens, Leidens und Sterbens. Eine schöne Abhandlung über: „Seelsorge und religiöses Leben im deutschen Heere“ schließt Universitätsprofessor Dr. Pfeilschifter in dem bekannten von ihm herausgegebenen Werke¹⁰⁷⁾ mit den Worten: „Aus diesen Darlegungen geht für jeden unvoreingenommenen Leser zum mindesten das eine mit Sicherheit hervor, daß die deutschen Soldaten in ihrer großen Mehrheit starke religiöse Bedürfnisse haben, daß sie christlich beten und christlich leben.“ Wie man daheim, in den deutschen Parlamenten, Gott die Ehre gibt, in allem den Finger Gottes sieht, beweist die im April dieses Jahres gehaltene Ansprache des Präsidenten Arnim von Boitzenberg im Preussischen Herrenhaus. Er sagte: „Während die Welt mit höchster Spannung dem Geschützdonner der Riesenschlacht auf Frankreichs und Flanderns blutgetränktem Gefilde lauscht, tritt das Herrenhaus zu kurzer Tagung zusammen, zu kurzer alltäglicher Arbeit, die in diesem Augenblicke kleiner erscheinen will gegenüber den gewaltigen Ereignissen der Weltgeschichte, deren lauter Pulsschlag wohl alle fühlen; denn es ist die völkerbewegende Hand Gottes, die wir in dem Völkermorden dieses Weltkrieges spüren.“¹⁰⁸⁾

Bezeichnend für den religiösen Geist ist auch das Verhältnis der Zentralmächte zu Papst Benedikt XV. Mit den Gesinnungen Deutsch-

¹⁰⁶⁾ „Köln. Volksztg.“, Nr. 6, 4. Jan. 1916.

¹⁰⁷⁾ „Deutsche Kultur, Katholizismus und Weltkrieg“, S. 268.

¹⁰⁸⁾ „Neue Zürcher Nachrichten“, Nr. 98, 10. April 1918.

lands gegenüber dem Vatikan und der deutschen Antwortnote auf die Friedenskundgebungen des Heiligen Vaters macht uns Nr. 23 der „Katholischen Monatsbriefe“ bekannt. Weil Deutschland den Frieden mit der Kirche will, erspart es den Geistlichen beider Konfessionen, sich persönlich am Kampfe zu beteiligen und fördert in jeder Beziehung das religiöse Leben, wenigstens in katholischen Gebieten, während Frankreichs Regierung seit Jahren dem Vatikan feindselig gegenübersteht, die Berechtigung und Notwendigkeit der Religion verneint, seine Priester zwingt, sich mit dem Blute des Feindes zu beflecken, den Behörden verbietet, am Bittgottesdienste teilzunehmen, das Bekenntnis Gottes aus seinem ganzen öffentlichen Leben verbannt, die Abhaltung von offiziellen öffentlichen Gebeten und die Verteilung religiöser Abzeichen an der Front und in den Lazaretten untersagt. Kann man bei der Erinnerung an solche und zahlreiche vorausgegangene, durch den unheilvollen französischen Kulturkampf hervorgerufene Geschehnisse im Falle eines französischen Sieges auf eine religiöse Erneuerung, eine nationale Restauration, eine katholische Regierung hoffen? Nur wer mit Blindheit geschlagen ist, kann so etwas behaupten. „Ich glaube an eine religiöse Erneuerung nicht,“ hat selbst der französische Bischof Msgr. Touchet schmerzbewegt ausgerufen, und El. Privaz faßt in der „Indépendance helvétique“ vom 23. September 1916 das Resultat seiner Betrachtung über die Lage und das Schicksal der katholischen Kirche diesseits und jenseits des Rheines in die Worte zusammen: „Das protestantische Deutschland achtet und ehrt die Kirche, das Frankreich der Revolution würgt und bedrängt sie, ohne daß seit 100 Jahren die katholische Partei in sich die Kraft gefunden hätte, diesen Bedränger zu bezwingen. Die Lage der Religion wäre bei einem Siege der Verbündeten diejenige, welche Frankreich ihr anweisen würde.“ Wir können nicht auf weitere Einzelheiten eingehen und fassen unsere Anschauung kurz dahin zusammen: Die zwei Reiche der Zentralmächte basieren in ungleich soliderer Weise als jedes andere Staatengebilde in Europa und auch jenseits des Ozeans auf den Prinzipien des einzig wahren Völkerglückes, *der christlichen Lebensauffassung, Ordnung und Autorität*. Das Deutsche Reich und die Habsburger-Monarchie bilden noch den einzigen natürlichen Damm gegen die Fluten des religiös-politischen Umsturzes auf dem europäischen Kontinent, dank dem festen *monarchischen Gefüge*, dank der Persönlichkeit *zweier christlicher Kaiser*, dank dem in seinem Kern noch unversehrten *Christusglauben beider Völker*.

Wenn nun Germanenglaube und Germanenreligion nach dem Gesagten, trotz aller Anfeindung und Entstellung, die unverdorbensten, keimkräftigsten Samenkörner aufweisen in der mit so vielem Unkraut vermischten Völkersaat, so ist das Ferment, das am stärksten der reli-

giösen Fäulnis entgegenwirkte, mit welcher der so üppig ins Kraut geschossene Atheismus und der vielfach rationalistisch gewordene Protestantismus die deutsche Volksseele bedrohte, der *Katholizismus* im Verein mit den an der Gottes- und Erlöseridee festhaltenden übrigen Bekenntnissen. Wer die glänzenden Leistungen der deutschen Katholiken auch nur annähernd kennt, fühlt sich von den Verdächtigungen und Beschuldigungen ihrer französischen Glaubensbrüder aufs peinlichste berührt. Hätten die französischen Katholiken in so mustergültiger, wahrhaft vorbildlicher Weise gearbeitet, wie die deutschen, und sich eine so achtunggebietende Stellung unter starken protestantischen Majoritäten erworben, so würde die einst „führende Kulturnation“ nicht in so weiten Kreisen dem internationalen Freimaurertum verfallen sein und die „erste Tochter der Kirche“ noch im Lichte des Kreuzes und nicht im „Schatten des unheilvollen Fünfecks“ wandeln. Wir verhehlen es uns keineswegs, daß auch die deutschen Katholiken nicht auf Rosen gebettet sind; sie haben einen schweren Stand und werden auch ferner kämpfen müssen gegen die unterwühlenden Mächte von Thron und Altar im eigenen Lande. Aber was sie bis dahin geleistet, besonders in diesem Weltkriege, gewährt eine sichere Garantie für die Zukunft. So wie die Zeichen der Zeit nun einmal stehen, sind ihre Aussichten nicht schlecht, zumal der Deutsche Kaiser gerade im Festjahre der 400jährigen Wiederkehr der Reformation einem hervorragenden Vertreter katholischer Weltanschauung, dem Grafen *von Hertling*, die hohe Würde eines Reichskanzlers verliehen hat, und noch vor kurzem die einmütige Berufung eines Zentrumsmannes, des herrlichen, von den deutschen Katholikentagen her bekannten Redners Dr. *Fehrenbach* aus Freiburg i. Br., auf den höchsten Ehrenposten, den die deutsche Volksvertretung zu vergeben hat, erfolgte. Damit scheint man der berechtigten Forderung aller Katholiken: „Freie Bahn für alle Tüchtigen!“ in vertrauenerweckender Weise entgegenzukommen. Wer alle die in Frage kommenden Faktoren hüben und drüben in Betracht zieht, der muß sich sagen: Bei den Zentralmächten ist die Wagschale christlicher Grundsätze und Anschauungen entschieden im Steigen begriffen, während der Druck nach unten auf der gegnerischen Seite ganz unverkennbar ist. El. Privaz' Endurteil in seinen „Betrachtungen eines Katholiken“¹⁰⁹⁾ ist auch das unsrige: „Das sind die Aussichten bei diesem Kriege für die Kirche: der Triumph für die Freidenkerei.... der Triumph der Revolution und eine Katastrophe für die Kirche beim Siege der Alliierten, Triumph der Ordnung und der ewigen Prinzipien der Autorität beim Siege Deutschlands und Oesterreichs.“

Wägen wir die Kraftleistungen der fünf Komponenten, die uns die

¹⁰⁹⁾ A. a. O. Indépendance helvétique.

Germanenart bestimmen halfen, nämlich: Germanengeblüt, Germanenwehr, Germanengeist, Germanenmoral und Germanenreligion, gegeneinander ab, so müssen wir den letztgenannten als den wirkungsvollsten von allen betrachten und ihm fast die Bedeutung einer Resultante in diesem Kräftekomplex zuerkennen. So gesund der Körper, so meisterhaft die Schulung, so reich veranlagt der Geist und so gesund das Volkstum im allgemeinen sein mögen, im religiösen Empfinden erhalten alle natürlichen Fähigkeiten und Eigenschaften des Menschen eine höhere Weihe, eine überirdische Kraft. Der Funke von oben wird zum zündenden Moment in den Kräften von unten und reißt sie selber himmelan. „Im religiösen Idealismus liegt das Geheimnis der deutschen Unbesiegbarkeit“ hat, wie wir oben bereits bemerkt, Feldmarschall Mackensen gesagt; Sven Hedin schreibt: „Die Religion war die stärkste Kraft der deutschen Heere in diesem Kriege,“¹¹⁰⁾ und das Gleiche bestätigt der italienische Kriegsberichterstatteur in Berlin, Cabasino-Renda, im „Giornale d'Italia“: „Das religiöse Gefühl scheint mir, der ich nicht kirchengläubig bin, die stärkste Kraft des deutschen Heeres in diesem Kriege zu sein. Denn es erhebt diese Menschen, die in jeder Minute zwischen Leben und Tod stehen, zu einer geistigen Höhe, die sie von der Hörigkeit der Mühe und des Schmerzes befreit. Es ist eine unermessliche Kraft, die ihre Wurzeln im Geistigen hat und von hier zu einer körperlichen Gewalt heranwächst, die kein Hindernis kennt und keine Mühe scheut, eine Gewalt, die den Massen das Heldentum verleiht, das bisher nur die Tugend der Individuen zu sein schien.... Welche Armeen verfügen denn heute noch über eine solche Kraft?... Religiosität und Gottvertrauen kann man sich eben nicht im Handumdrehen anschaffen, so wenig wie die militärische Disziplin und Tüchtigkeit.“¹¹¹⁾

Auf Erhaltung, Stärkung und Steigerung des Glaubens und der Religion muß daher auch nach dem Kriege Deutschlands vorzüglichstes Augenmerk gerichtet sein. Diese Stärkung und Steigerung darf aber nicht im Sinne eines nationalen Einschlages in das Grundgewebe des Christentums verstanden werden, wodurch das universelle und übernatürliche Moment der Religion irgendwelche Einbuße erleiden könnte. Nein, Glaube und Religion ist Orientierung nach dem Vaterland der Seele, der Heimat des Geistes, ist Streben nach einem über allen völkischen und sprachlichen Schranken hinausliegenden Ziele, ist Zuversicht auf Stillung jenes Glückseligkeitsdurstes, der den Menschen aller Zeiten und aller Zonen eigen ist. Nichts wäre deshalb dem Charakter der Religion mit ihren Ewigkeitsperspektiven mehr zuwider, als deren Einengung und

¹¹⁰⁾ Keppler, a. a. O. S. 21.

¹¹¹⁾ „Deutsche Kultur, Katholizismus und Weltkrieg“, S. 268.

Einzwängung in nationale Schranken, als das Herabdrücken einer Weltreligion zur Nationalreligion, zur „deutschen Religion“, zu einem „deutschen Christentum“. Das geistige Ziel der Religion dem des Staates dienstbar machen wollen, hieße dem Staatsleben selbst durch Ausschaltung eines höhern Prinzips schweren Schaden zufügen. Im Wesen des Christentums liegt es, die Religion an erster, die Nation an zweiter Stelle zu setzen, über der staatlichen Gewalt die absolute göttliche Herrschgewalt anzuerkennen. Das ist die gottgewollte Ordnung der Dinge. Das Vaterunser gibt das richtige Verhältnis an, wenn es die Kinder des Weltreiches zum Vater des Himmelreiches beten lehrt: „Zukomme uns dein Reich!“ — Der Beachtung wert ist auch der Gedanke, daß Religion und Christentum ewige Wahrheit ist und es daher einem Attentat auf das Allerheiligste gleichkommt, von einer „Weiterbildung des Christentums“ in seinem Wesen, in seinen Grundlagen, seinen Lehren und Geboten zu sprechen. Hier möge der kritische deutsche Geist respektvoll halt machen, sofern er nicht die Sonde an den eigenen Lebensnerv legen will. Ist nun auch eine Weiterbildung der Religion im Sinne eines dogmatischen Evolutionismus ausgeschlossen, so kann man doch sehr wohl von einer Weiterbildung der *Religiosität* sprechen, die in der fortschreitenden Reinigung des religiösen Lebens von den Schlacken individualistischer und instinktmäßiger Natur besteht. In der religiösen *Praxis* darf die völkische Sonderart voll und ganz zum Ausdruck kommen. Hier bieten sich dem deutschen Geiste noch zahlreiche Entwicklungs- und Vervollkommnungsmöglichkeiten. Dafür zeugt der Ausspruch eines gründlichen Kenners des Deutschtums, der meinte: „Unser Christentum geht noch auf Kinderfüßen, kaum dämmert ihm von ferne die Mannesreife.“¹¹²⁾

Eine Religion mit Weltenweite ist überhaupt dem deutschen Geiste auch ungleich kongenialer, als eine solche mit national beschränktem Horizont und territorial begrenzten Menschentypen. Wer so stark wie die deutsche Nation den Ewigkeitsgedanken, den Hang nach dem Unendlichen pflegt und eine universale, auf liebevolles Erfassen des Großen, Guten und Schönen anderer Völker ausgehende Denkart an den Tag legt, kann nur durch kosmopolitische Ziele, durch Berücksichtigung von Diesseits- und Jenseitsinteressen mit Ewigkeitsspannweite in ihrer innersten und tiefsten Natur befriedigt werden. „Wenn Deutschland der Welt etwas werden und bringen soll,“ sagt Max Scheler, „darf diesem *Etwas nicht in erster Linie der nationale Stempel aufgedrückt sein*, sondern um allgemein Gutes, Wahres und Schönes muß es sich zuerst handeln, und erst rückbetrachtend muß es als deutschen Ursprunges er-

¹¹²⁾ Worlitscheck, a. a. O. S. 154.

kannt werden. Hier können die Katholiken vermöge ihrer Verbindungen in der Welt wirksam zum Besten des deutschen Volkes einsetzen. Ihr universales Christentum gibt ihnen die Handhabe, für kulturelle Befreundung der Völker untereinander zu sorgen. Das ist deutsch und katholisch zugleich und richtig gehandelt gegenüber dem sogenannten Kulturnationalismus.“¹¹³⁾

Und noch von einem andern Standpunkt aus betrachtet muß Deutschland auch in seiner Religion universal und nicht national gerichtet sein. Der bisherige Verlauf der Weltereignisse weist bereits heute allen Ernstes darauf hin, nach dem Kriege einen Kurs einzuschlagen, der der frühern Stellungnahme und Richtung gegen Westen entgegengesetzt ist. Der angedrohte und später sicher auch ausgeführte Wirtschaftskrieg, mit der wirtschaftlichen Aussperrung Deutschlands von den westlichen Ländern, zwingen es, in Zukunft ostwärts zu schauen, sich im Morgenlande für die im Westen verloren gegangenen Interessen schadlos zu halten, von dort aus seine Güter zu beziehen und seine heimischen Bedürfnisse zu decken und dorthin auch wieder den Ueberschuß seiner materiellen und geistigen Erfahrungen und Errungenschaften abzugeben. „Das levantische Programm ist der Königs- und Kaisergedanke des neuen Deutschland, der einzig natürliche Weg zur Weltmacht in jedem deutschen Zukunftstraum,“ sagt Kjellen.¹¹⁴⁾

Soll diese Orientierung bloß eine wirtschaftliche, ökonomische, materielle, und nicht zugleich auch eine *seelische, religiöse* sein? Hat der Osten mit dem deutschen Herzen, mit der deutschen Seele nicht in eine noch innerere, unmittelbarere Fühlung zu treten als bisher? Ex oriente lux! Vom Osten kam das Licht, das Evangelium, die Botschaft vom Erlöser. Sonnenkinder der Levante sind die Christen von jeher gewesen, und die alten Germanen haben ihre seelische Zugehörigkeit zur Levante schon durch den ältesten Taufritus bekannt. Wenn der erwachsene Täufling in der Kirche der ersten christlichen Jahrhunderte die Taufgelübde ablegte, so blickte er zuerst gegen Abend, wo die Finsternis wohnt, und sprach mit abwehrender Handbewegung: „Ich schwöre ab!“, dann wandte er sich gegen Morgen, dem aufgehenden Lichte als dem Sinnbilde Gottes, zu und rief, indem er die Arme der Sonne entgegenstreckte: „Aber ich schwöre dir zu, o Christus!“

Die hehre und tiefe Bedeutung dieser symbolischen Handlung möge ganz besonders dem Germanen von heute zum Bewußtsein kommen.

¹¹³⁾ Vgl. „Köln. Volksztg.“, Nr. 90, 1. Febr. 1918. Ueber die in der Nationalisierung der Religion liegenden Gefahren orientiert wohl am besten O. Zimmermanns treffliche Studie: „Soll die Religion national sein?“

¹¹⁴⁾ Angeführt bei Worlitscheck, a. a. O. S. 155.

Mehr noch als das ökonomische, soll das levantisch-christliche Programm der Königs- und Kaisergedanke des neuen Deutschland werden. Als Lichtträger des christlichen Gedankens nach dem Osten würde es den deutschen Zukunftstraum von der Weltmacht, sofern er überhaupt geträumt wird, im idealsten Sinne des Wortes verwirklichen. Vergangenheit und Gegenwart leisten ihm Bürgschaft dafür. Jedesmal, wenn der Germane festen Blickes nach der Levante, nach dem Lichte schaute und den Christusgedanken zum Zentralgedanken seines Handelns machte, hatte er einen Aufschwung seines Volkes, eine Blütezeit seiner Geschichte, eine Stärkung seiner Ideale zu verzeichnen. Man erinnere sich an die Epoche der Christianisierung Deutschlands, an das ganze Mittelalter, an die Kreuzzüge, an die Zeit „des heiligen römischen Reiches deutscher Nation“, auch an das letzte Jahrhundert mit seinen vielfachen schönen Siegen der christlichen, besonders katholischen Apologeten über die ungläubige Philosophie und der von ihr inspirierten Naturwissenschaft. Und daran hat sich bis auf den heutigen Tag nichts geändert. Während in dem nächtlichen Sturm des Weltkrieges so manches neugeschaffene Ideal irrluchtartig erlosch und so viele neugemünzte Lebenswerte gänzlich versagten, bewies das Licht der Levante seine alte Leucht- und Lebenskraft. Zeuge dessen sind die Millionenheere der Zentralmächte, allen voran als Kronzeugen die majestätische Erscheinung Wilhelms II. und die fromme, jugendlich ideale Gestalt Karls I., des Erben seines glaubensstarken heimgegangenen Oheims Franz Joseph I. Die am christlichen Gedanken und am Vorsehungsglauben sich orientierende Politik der Hohenzoller- und Habsburgerkaiser, sowie deren geradezu wunderbare Führung in diesem chaotischen Völkerwirrwarr, sind eines der tröstlichen und erhebendsten Phänomene in diesem gigantischen Menschheitsringen. Sie rufen unwillkürlich die Erinnerung an eine alte fromme Sage in uns wach: Zwei fremde Könige, Vater und Sohn, beide edel und gottesfürchtig, besuchten einst die ewige Stadt. Unter anderem stiegen sie auch hinab in das Labyrinth der Katakomben. Ein Führer mit der Fackel ging voraus. Am Eingange blühten große, goldgelbe Blumen, von denen der Königssohn eine pflückte. Als sie mitten in den dunkeln Gängen waren, löschte der gewissenlose Führer das Licht aus und suchte das Weite. Treulos verlassen warfen sich die beiden Könige in ihrer Not auf die Knie und flehten zu Gott um Hilfe und Licht. Und siehe da, während sie beteten, ging von der Blume, die der Königssohn gepflückt hatte, ein wundersames Licht aus, mit welchem sie den Ausgang fanden. Die Blume hieß von nun an „Königskerze“. — Zwei Könige, zwei Kaiser standen beim Ausbruch des Weltkrieges auch mitten in den Irrgängen der europäischen Politik, im Banne englischer Einkreisung und freimaurerischer Umgarnung. Ein

Entrinnen schien unmöglich, jeder Fluchtversuch umsonst. Und der Freund, durch dessen Hilfe sie vielleicht noch den Weg nach dem Ausgang hätten finden können, der Dreibundgenosse Italien, löschte treulos die Freundesfackel aus. Da blieb den zwei Königen und Kaisern neben dem Vertrauen zu ihren dem Gegner an Zahl so ungleichen Armeen auch nichts anderes übrig als das Gebet, die zuversichtliche Hoffnung auf den Schutz des Allerhöchsten, des gottmenschlichen Lichtes aus der Levante. Und siehe, die Blume, die einst an der Wiege der Austria und Germania christiana geblüht, die Blume, die die beiden Kaiser am Eingange zum königlichen Palaste, d. h. beim Antritte ihrer Regierung, als Königskerze mit auf den Weg genommen, sie leuchtete in nie gesehener Helle und Glut in die dunkle Nacht hinein und entflammte sie zu edlem, in Gott gefestigtem Selbstvertrauen, als wollte sie die Worte in die Königs-herzen brennen:

Wenn verbündet Ost und West
 Wider dich zum Schwerte fassen,
 Wisse, daß dich Gott nicht läßt,
 So du dich nicht selbst verlassen.

Und im Scheine der Königskerze, im Glanze des Levantelichtes fanden sie sich zurecht in dem Labyrinth, übersahen alle Schwierigkeiten des tausendfach verschlungenen Intriguennetzes, durchschritten halb verschüttete, scheinbar unwegsame Gänge und begrüßen heute schon den Strahl, der nach dem rettenden Ausgang führt.

Und nach dem Sieg darf die Königskerze erst recht nicht erlöschen, der Gedanke an die Levante nicht erlassen. Deutschlands Kaiser hat schon einmal das christlich-levantinische Programm aufgerollt, wenn damals auch mehr im Sinne einer Defensive gegen die „gelbe Gefahr“. Es geschah anlässlich des russisch-japanesischen Krieges. Er schuf den Entwurf zu einem Bilde, das auf der einen Seite auf einer Wolke über einer brennenden Stadt das Bild Buddhas in Gestalt eines feuerspeienden Dämons darstellte, auf der andern Seite am Rande eines Abgrundes Michael, den Engel der Schlachten, hoch aufgerichtet, mit Schild und Schwert bewaffnet, und um ihn herum, durch Frauengestalten versinnbildet: Deutschland, Frankreich und Rußland, und im Hintergrunde, wie zögernd, Britannia. Die Unterschrift lautete: „Völker von Europa, erhebt euch zum Schutze eurer höchsten Güter!“ Das Bild wurde damals an den Wänden aller Schulzimmer Preußens angebracht, um dem Gedächtnis der Kinder einzuprägen, daß es im Osten einen Dämon namens Buddha gebe, der Europa den Schatz seines christlichen Glaubens zu rauben drohe, und daß alle seine Völker dazu helfen müßten, ihn zu schützen. Das war ein erhebender, weitausblickender Königs- und Kaisergedanke und

eine Mahnung, die heute ernster denn je an die Völker Europas ergeht. Ewige Schmach, daß sie die Waffen statt gegen diesen ihren gemeinsamen Feind, gegen die eigenen Brüder kehrten und sich in langjährigem Ringen blutig zerfleischen. Das Problem der Christianisierung der östlichen Völker bleibt doch zu lösen, und der bisherige Verlauf der Ereignisse im Weltkriege scheint besonders den Zentralmächten die Hauptaufgabe dabei zuzuweisen und ihnen eine neue, außerordentlich günstige Gelegenheit zu deren Lösung zu bieten. Darum ruft ein Kanzelredner unserer Tage voll Begeisterung den Germanen zu: „Ostwärts mit unserm Christentum! Wenn nicht alles täuscht, rückt in der nächsten Zukunft der Augenblick näher und näher, wo die drei großen Religionen Buddhas, Mohameds und Christi zum *großen Entscheidungskampf* um die Völker der Erde ausholen werden. In diesem Geisterkampf wird es nicht zuletzt Deutschlands religiöse Weltmission sein, für Christi Sache und Sieg auf den Plan zu treten. In diesem „heiligen Krieg“ werden die Deutschen, infolge ihrer besondern Anlagen und Fähigkeiten, die Elite- und Kerntruppen stellen müssen.“¹¹⁵⁾

* * *

Wir stehen am Schlusse unserer Betrachtung. Sine ira et studio, ohne Abneigung oder Voreingenommenheit gegen eine der kriegführenden Nationen und in voller Anerkennung dessen, was sich Großes und Schönes auch bei ihnen findet, haben wir unsere Eindrücke über die Germanen von einst und jetzt niedergelegt. Fragt man, was uns zu dieser Studie veranlaßt, so antworten wir darauf: Erstens legte sie uns unsere ganze sprach- und stammverwandte Art nahe, wie das schon eingangs unserer Betrachtung, S. 6—12, betont wurde. „Bei allem Patriotismus“, sagten wir uns mit Gottfried Keller, „bin ich der Meinung, daß sich jeder an das große Sprachgebiet zu halten hat, dem er angehört.“¹¹⁶⁾ Zweitens trieb uns dazu an das Gefühl einer moralischen Pflicht, einer längst fälligen Dankesschuld gegenüber dem schwer kämpfenden deutschen Volke, besonders den *deutschen Katholiken*, auf deren Beispiel wir Schweizer uns vor dem Kriege so gerne und oft berufen, an dem wir uns gestärkt und aufgerichtet haben. Ihre glänzenden Leistungen und hohen Verdienste auf der einen und die frostige Reserviertheit oder gänzliche Verkennung auf der andern Seite haben uns diesen Beweis unserer Freundschaft und unserer Sympathie ab-

¹¹⁵⁾ Worlitscheck, a. a. O. S. 157.

¹¹⁶⁾ Vgl. „Das Urteil der drei Schweizerdichter G. Keller, K. F. Meyer und H. Leuthold über Deutschland“, von einem Eidgenossen, S. 13.

gerungen. Möge die bescheidene Studie dazu beitragen, in weitem Kreise eine tiefere Erkenntnis und ein besseres Verständnis deutschen Wesens zu vermitteln.

Gebe Gott, daß in kurzem die Geister dieses und jenseits des Ozeans zur Besinnung kommen, die kampfmüden Gegner Deutschlands dargebotene Eisenhand, oder des Papstes segnende Friedenshand ergreifen und daß über Europas Riesenfriedhof und den ihn beschattenden Wald von Todeszypressen sich recht bald des Friedens Regenbogen wölbe.
